
KIRCHE IM LÄNDLICHEN RAUM

2018 | 69. Jahrgang



WOHNT
GOTT
NOCH
IN DER
NACHBAR
SCHAFT?



INHALT

JEDER GLAUBT ANDERS – HERAUSFORDERUNGEN IN DEN NACHBARSCHAFTEN

- 6** *Robert Gugutzer*
Der Körperkult – eine allgegenwärtige „unsichtbare Religion“?
- 8** *Burkhard Behr*
Orientierung am Alltag der Menschen
Anlässe für kirchliche Arbeit in der Lausitz
- 10** *Ulrich Ketelhodt*
Menschen mit säkularer Lebenshaltung als Dialogpartner in der kirchlichen Arbeit
- 12** *Jörg Pegelow*
Was bleibt von der christlichen Botschaft, wenn Glauben privatisiert wird?
- 13** *Stephan Beetz*
Peripherisierung und Radikalisierung in ländlichen Räumen
Soziologische Erkenntnisse für das Gemeinwesen
- 15** *Jürgen Schnare*
Sippen und Siedler
Völkischer Rechtsextremismus im ländlichen Raum

GLAUBEN BEI GELEGENHEIT: DIE (VOLKS-) KIRCHE ALS NACHBARSCHAFT

- 18** *Gunther Schendel, Maria Sinnemann*
Wohnt Gott noch in der Nachbarschaft?
Empirische Ergebnisse zu Glaube und Kirchlichkeit auf dem Land
- 21** *Carsten Liersch*
Gott? Der wohnt zwei Häuser weiter!

- 36** *Irmgard Schwaetzer*
Zukunft für die Volkskirche
- 37** *Martin Haasler*
Auf dem Lande in die Kirche finden
- 38** *Tobias Faix*
Landträume.
Wie kirchliche Jugendarbeit auf dem Land wieder an Bedeutung gewinnt
- 40** *Dagmar Herbrecht*
Die mittlere Generation als Teil der Kirche
- 41** *Hermann Witter*
Christliche Traditionen und ein neues Ritual auf dem Land
Lebendiger Glaube bei Menschen im ländlichen Raum

MITEINANDER GLAUBEN: CHRISTLICHE AUFBRÜCHE IN DER NACHBARSCHAFT

- 44** *Uwe Hein*
Hören lernen: Gemeinwesenorientierung als kirchlicher Entwicklungsfaktor
Impulse aus Kirche, Diakonie und Mission zur Konvivenz im ländlichen Raum
- 46** *Philipp Elhaus*
Die Kirche macht sich frisch (fresh X)
Gemeindeinnovation auf dem Land
- 48** *Helmut Aßmann*
Die Spiritualität des Alltags wieder entdecken
- 50** *Thea Vogt*
Alles beginnt mit der Sehnsucht
Im Kloster Freiraum entdecken

- 52** *Beate Heßler*
Neu lernen, über den Glauben zu reden
Gemeinsam Kirche sein mit Zugewanderten
- 53** *Ulrich Kasparick*
Wo Gott wohnt

ARBEITSHILFE ZU ERNTEDEANK

- 24** *Gerhard Schleier*
Erntedankfest 2018
- 28** *Anke Kreutz, Diethard Römbold*
Familiengottesdienst zu Erntedank
- 32** *Gerald Dohme*
Erwartungen des Bauernverbandes an die Kirche zu Erntedank
- 33** *Andreas Roschlau*
Erntedank und Eine Welt

RUBRIKEN

- 3** Editorial
- 54** Aktuelles aus dem EDL, Hinweise, Dokus
- 56** Impressum

In der Heftmitte:

GRUNDLAGEN-PAPIER

für Profil und Arbeit des Evangelischen Dienstes auf dem Lande (EDL) in der EKD



DAS HEFT ENTHÄLT EINEN ZUGANGSCODE FÜR WEITERE MATERIALIEN AUF UNSERER INTERNETSEITE: WWW.KILR.DE



LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,

es ist Sommer und damit auch die Zeit, in der wir unsere Nachbarn deutlicher als sonst wahrnehmen. An den Grundstücksgrenzen, am Gartenzaun – oder auch an den Geräuschen und Gerüchen. Ganz von allein entwickeln sich Begegnungen zu Gesprächen, man hilft sich aus mit Werkzeug und Zeit und in der Urlaubszeit hat man wechselseitig ein Auge auf Haus und Blumen. Ja, auch der Streit gehört dazu, zum Glück selten so drastisch, wie Juli Zeh in ihrem Dorfroman „Unterleuten“ beschreibt: „Jeder sitzt auf seiner Beute und schlägt nach den anderen“. Die meisten werden denken, es ist gut, Nachbarn zu haben und sich mit ihnen arrangieren, wenn sie sich nicht sowieso sympathisch sind.

Wohnt Gott auch in der Nähe? Was für ein Nachbar ist Gott eigentlich? Rainer Maria Rilke schrieb 1899: „Du, Nachbar Gott, wenn ich dich manches Mal in langer Nacht mit hartem Klopfen störe, – so ists, weil ich dich selten atmen höre und weiß: Du bist allein im Saal. Und wenn du etwas brauchst, ist keiner da, um deinem Tasten einen Trank zu reichen: ich horche immer. Gib ein kleines Zeichen. Ich bin ganz nah.“

Ungewohnt war diese Vorstellung damals: der erhabene Gott vorgestellt als bedürftiger Nachbar, um den der Dichter sich sorgt. Um dann im weiteren Verlauf seiner Überlegungen festzustellen: es sind ja die Bilder, die er sich macht, die sich zwischen ihn und Gott wie eine Mauer stellen.

Dieses Heft will dazu beitragen, zu sehen, wie Menschen Gott in ihrer Nachbarschaft erleben. Welche Fragen sie stellen und welche Erfahrungen sie mit Gott machen. Vielleicht entdecken Sie eine neue Facette – wie es manchmal geschieht, wenn man schon sehr lange nebeneinander gewohnt hat und dann plötzlich erfährt, wie der oder die andere wirklich tickt, was für sie wichtig ist, was sie wirklich bewegt.

Das Thema dieses Heftes ist auf Anregung einer Perspektivwerkstatt des Herausgebers dieser Zeitschrift, der Evangelische Dienst auf dem Land in der EKD (EDL), entstanden. Sie finden neben der Arbeitshilfe in der Heftmitte das neu formulierte Selbstverständnis des Evangelischen Dienstes auf dem Land: neu formulierte Grundlagen für Profil und Arbeit des EDL, Thesen zu den Herausforderungen ländlicher Räume und Aufgaben des EDL.

Herzlich grüßt Sie im Namen der Redaktion

Anke Kreutz
Anke Kreutz



WOHNT GOTT NOCH IN DER
NACHBARSCHAFT?



JEDER
GLAUBT
ANDERS:
HERAUS-
FORDERUNGEN
IN DEN NACHBAR-
SCHAFTEN

DER KÖRPERKULT

EINE ALLGEGENWÄRTIGE „UNSICHTBARE RELIGION“?

Robert Gurgutzer

Vermutlich gibt es keine Epoche und Kultur, in der so viele Menschen so viel Geld und Zeit in den eigenen Körper investiert haben, wie das gegenwärtig der Fall ist. Unabhängig vom Bildungsgrad, der sozialen Schicht, dem Geschlecht und Alter hegen und pflegen Menschen ihren Körper, kümmern sie sich um ihre Gesundheit und Fitness, beschäftigen sie sich mit ihrer Ernährung und ihrem Aussehen, wofür sie regelmäßig Sport treiben und Ratgeber lesen, sich Auszeiten in Wellness-tempeln gönnen oder gar unters Messer von Schönheitschirurgen legen. Der Kult um den Körper ist kein Einzelphänomen, dem lediglich ein paar Körperfetischisten verfallen sind, sondern ein weitverbreitetes, gewissermaßen demokratisches Phänomen, an dem alle mit gleichem Recht und gleichen Chancen teilhaben. Wie konnte es dazu kommen und was sagt der aktuelle Körperkult über unsere Gesellschaft aus?



Bezogen auf Deutschland lässt sich im historischen Rückblick sagen, dass sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts zwei gegenläufige, aber miteinander zusammenhängende Entwicklungen vollzogen haben. Auf der einen Seite kam es zu einem Säkularisierungsprozess, in dessen Zuge die Kirchenreligionen ihre umfassende Bedeutung für das Alltagsleben zunehmend verloren haben. Kirchliche Feiertage, der Sonntagsgottesdienst, das Gebet zu Tisch oder vor dem Zubettgehen und andere religiöse Rituale strukturieren immer weniger den Lebensrhythmus spätmoderner Menschen. Auf der anderen Seite hat der gesellschaftliche Individualisierungsprozess dazu geführt, dass sich die Menschen immer mehr um sich

selbst bzw. um ihr eigenes Selbst kümmern, nach Selbstverwirklichung und Selbstbestimmung streben, Selbsterkenntnis suchen und Selbstfindung erhoffen. Da der eigene Körper untrennbar mit dem eigenen Selbst verbunden ist, ist es nicht überraschend, dass im Mittelpunkt dieser Selbst-Sakralisierung der eigene Körper steht, es mit anderen Worten zu einer Sakralisierung des Körpers gekommen ist. Das heißt, parallel zum Bedeutungsverlust von Kirchenreligionen

wie dem Christentum hat in Gesellschaften wie der deutschen das verkörperte Selbst an Bedeutung gewonnen, und das so sehr, dass es gar religiöse Züge trägt.

Für einen gläubigen Christen wird das anmaßend klingen: Der Körper(kult) soll etwas Religiöses an sich haben oder gar eine Religion sein? Die entscheidende Frage ist hier, was mit Religion gemeint ist.

Die Religionswissenschaft unterscheidet zwei Religionsbegriffe: Religion im „substanziellen“ Sinne verweist auf einen spezifischen Inhalt, ein jenseitiges Wesen, beispielsweise Gott. Religion meint hier außerdem kirchlich institutionalisierte Religion. Versteht man Religion hingegen in einem „funktionalen“ Sinne, dann stehen die anthropologischen, psychischen und sozialen Funktionen „heiliger Themen“ im Zentrum. Dass der Körperkult keine Religion im substanziellen Sinne ist, ist offenkundig. Unter einem funktionalen Gesichtspunkt spricht hingegen einiges dafür, den Körperkult als eine (Diesseits-)Religion zu betrachten.

Der Kult um den Körper ist ein diesseitsreligiöses Phänomen, insofern es auch in diesem Kult um „letzte Werte“ und „heilige Themen“ geht, die allesamt mit dem eigenen Selbst zu tun haben. Der Körperkult der Gegenwart liefert Sinnangebote, die Halt und Orientierung geben, er hält Glaubenssymbole (Waschbrettbauch, „90-60-90“) parat und wird auf rituelle Weise in Glaubensgemeinschaften (Trainingsgruppen, Pro-Ana-Communities) ausgeübt. Nicht zuletzt kennt der Körperkult auch Transzendenzerfahrungen, wenngleich keine „großen“, auf das Jenseits ausgerichteten, sondern „kleine“, diesseitige Transzendenzen. Gemeint ist damit das Überschreiten von körperlichen Grenzen, z.B. in einem Marathonlauf, einer radikalen Diät oder einer Brustvergrößerung, aber auch von psychischen Grenzen, etwa im Extrem- und Risikosport. Und in diesem Sinne ist der aktuelle Körperkult eine allgegenwärtige „unsichtbare Religion“ (Th. Luckmann). «



DER AUTOR:

Prof. Dr. Robert Gugutzer, Soziologe, Professor für Sozialwissenschaften des Sports an der Goethe-Universität Frankfurt a.M.



ORIENTIERUNG AM ALLTAG DER MENSCHEN

ANLÄSSE FÜR KIRCHLICHE ARBEIT IN DER LAUSITZ

Burkhard Behr

Die Lausitz erstreckt sich heute über die zwei Bundesländer Sachsen und Brandenburg, sowie in Teilen nach Polen und Tschechien hinein. Braunkohletagebau und -kraftwerke sind wirtschaftlich und gesellschaftlich wichtige Faktoren. Die Menschen, die hier leben, bewegen sich oft zwischen Resignation und Hoffnung. Ein gravierender wirtschaftlicher Abbruch seit der Wende und eine immer noch überdurchschnittliche Abwanderung junger Menschen lässt immer mehr Resignation entstehen. Gleichzeitig wachsen Frust und Wut, die oft kein konkretes Ziel haben und äußern sich in Wahlergebnissen. Eine Stadt wie Cottbus – als Zentrum der Region – ist erschüttert von Demonstrationen und Fremdenfeindlichkeit.

Orientierung im Alltag ist nötig, wenn infrage steht, ob ein alter Mensch sein Grundstück behalten soll, wenn die Jungen im Süden oder Westen des Landes Arbeit gefunden haben und nicht abzusehen ist, dass sie zurückkommen. Umgang mit den seelischen Wunden ist zu suchen, wenn durch jahrzehntelange Übermacht der Kohleindustrie Dörfer devastiert, Grundstücke enteignet, ihre Besitzer dabei unterschiedlich entschädigt wurden und Menschen verzweifeln, weil sie in ihrer Not nicht gehört werden. Versöhnung alter Verletzungen ist geboten, weil jemand bis heute wegen seiner gegenteiligen Meinung ausgegrenzt wird. Wenn in einem Dorf, das umgesiedelt werden soll, die Mehrheit für diese Umsiedlung ist, einige wenige aber für ihr Bleiberecht kämpfen – oder aber genau anders herum die Mehrheiten sind, werden die Wenigen nicht nur gemobbt, sondern völlig ausgegrenzt und zum Teil sachlich oder körperlich geschädigt. Dialog unterschiedlicher Standpunkte oder wenigstens einander zuhören und gelten lassen und immer wieder die Frage nach einer Hoffnung und Perspektive sowie nach einem gelingenden Miteinander in der Region – das sind wesentliche Aufgaben unserer kirchlichen Verkündigung. Es gibt Strukturen, die per se den Menschen schaden, obwohl sie anderswo vielen nützen, wie die Verstromung von Braunkohle. Kirche muss diese Strukturen erkennen und – auf struktureller Ebene – einen Beitrag zur Verbesserung leisten, dabei aber die Menschen aller Seiten berücksichtigen.

Deshalb hat die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg-Schlesische Oberlausitz (EKBO) das „Zentrum für Dialog und Wandel“ in Cottbus gegründet. Hier sucht die kirchliche Arbeit den Kontakt zu Menschen in ihrem Alltag wegen ihrer Arbeit, ihrer ethnischen Zugehörigkeit oder ihrem Leben an der Grenze. Neben diesen spezifischen Themen wird selbstverständlich in grossem Engagement die „normale“ kirchliche Arbeit in Verkündigung, Gemeinde und Diakonie geleistet.



1. SORBISCH-WENDISCHE BEVÖLKERUNGSGRUPPE

Sorben und Wenden prägen die Region durch ihre Sprache und Kultur sowie durch ihre enge Verbindung zur Kirche. Die sorbisch-wendische Bevölkerungsgruppe konnte im Jahr 1987, damals noch argwöhnisch von der DDR-Obrigkeit beobachtet, nach Jahrzehnten erstmalig wieder einen Gottesdienst in wendischer Sprache feiern – der Sprache der Niederlausitzer Wenden. Heute finden in der Niederlausitz mehrere Gottesdienste im Jahr zweisprachig oder ganz in wendischer Sprache statt. Der „Verein zur Förderung der wendischen Sprache in der Kirche“ bearbeitet eine Neuauflage der Wendischen Bibel als online-Version, eine wendische Ausgabe der Herrnhuter Losungen, Sprachkurse für Lektoren und Pfarrer/innen sowie die wendische Website der EKBO. Inzwischen gib es eine offizielle Teilpfarrstelle für die wendische Seelsorge.

Vergleichbare Angebote gibt es für die sorbischen Christen der Oberlausitz, organisiert durch den Sorbischen Evangelischen Verein. Das Amt des sorbischen Superintendenten verankert diese spezifische Seelsorge direkt in der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsen (EVLKS). Bräuche wie die kunstvoll bemalten sorbischen Ostereier oder das Osterreiten sind weit über die Region hinaus bekannt. Heute ist ein gutes ökumenisches Verhältnis eine Selbstverständlichkeit.

2. SEELSORGE IM UMFELD VON TAGEBAU UND KOHLEVERSTROMUNG

Bereits in der DDR gründeten sich in Cottbus und an anderen Orten kirchliche Umweltgruppen. Heute gehören sie teils zur Grünen Liga, sind teils selbständige Initiativen oder arbeiten als kirchliche Ausschüsse. Eine enge Zusammenarbeit mit ihnen ist unverzichtbar. Aber auch diejenigen benötigen Seelsorge, deren Herz für die Kohle brennt, die ihren Lebenssinn seit Generationen aus dem Bergbau ziehen. Dieser Spagat ist für die Kirche eine schwierige, aber wesentliche Aufgabe.

Im Kirchspiel Schleife – so der traditionelle Name der politischen Gemeinde bis heute – wurde eine Seelsorge-Stelle ein-

gerichtet, die sich nur um die Belange von Menschen kümmert, die direkt vom Tagebau betroffen sind. Heimatverlust, materielle Ungleichbehandlung und zahlreiche Eigeninteressen traumatisieren ganze Gemeinden. Diese Stelle war kein spezieller Wunsch der Kirchengemeinde, sondern Beschluss des Gemeinderates und wird durch den Kohlekonzern (LEAG) finanziert.

Die Menschen in der Lausitz bewegt die Frage: was kommt in einer Zeit nach der Kohleverstromung? Die Bedeutung dieser Fragestellung reicht weit über die Region hinaus. Welchen Beitrag wollen und können wir als Kirche für diesen Prozess leisten? So wurde das „Zentrum für Dialog und Wandel“ gegründet, in gemeinsamer Trägerschaft von vier Kirchenkreisen und Landeskirche. Aufgabe ist es, den gesellschaftlichen strukturellen Entwicklungsprozess seitens der Kirche besonders begleiten zu können. Wirtschaftliche Innovation, wissenschaftliche Forschung, Infrastrukturentwicklung und gesellschaftliche Teilhabe werden hier verhandelt. Es ist bereits in den ersten Monaten eine erhebliche Aufmerksamkeit und positive Resonanz auf dieses kirchliche Engagement zu verzeichnen.

3. KIRCHE UND WIRTSCHAFT

Die beiden Werke von Siemens und Bombardier in Görlitz sind durch Schließung bzw. erhebliche Kürzungen von Arbeitsplätzen bedroht. In einer ökumenischen Andacht „für alle, die sich um sichere Arbeitsplätze sorgen“, wurden Betriebsräte und Angestellte beider Werke eingebunden. Ein Weihnachtsliedersingen vor dem Werkstor von Siemens vereinigte 120 Sängerinnen aus Kirchenchören, 35 Bläserinnen und Bläser aus Posaunenchören, 1500 Mitarbeitende und Angehörige der Belegschaften beider Werke. Unterstützung durch die höchsten kirchlichen Ebenen, die Einbindung in den traditionellen Kreuzweg der Kirchengemeinden der Stadt Görlitz lassen bei den Belegschaften beider Betriebe ein völlig neues Gefühl von Unterstützung und Solidarität entstehen. „Ohne Ihre Unterstützung als Kirche wären wir heute nicht an diesem Punkt“ – sagt der Betriebsrat – und meint die konkreten Verhandlungen mit dem Vorstand um die Zukunft des Industriestandortes Siemens in Görlitz.

4. PARTNERSCHAFT MIT DER POLNISCHEN DIÖZESE BRESLAU

Regelmäßige Treffen diesseits und jenseits von Oder und Neisse gehören zum kirchlichen Alltag. Der Austausch ist ein wichtiges Mittel, um die politischen Spannungen der beiden Länder auf der Ebene von Kirche und der Begegnung von Mensch zu Mensch zu verringern. Christen beider Seiten pflegen die Freundschaft. Dabei werden auch verbindende Elemente von Geschichte erlebbar. Diese Zusammenkünfte zeigen, wie wichtig es ist, Gemeinsamkeiten im Selbstverständnis einer historisch ebenso gewachsenen wie zerrissenen Region wie der Lausitz zu finden und zu entwickeln. Binnenkirchliche Begegnungen zwischen der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-Schlesische Oberlausitz (EKBO) und der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsen (EVLKS) ermöglichen und ergänzen die grenzüberschreitende Partnerschaft.

Kirche hat in der Lausitz sowohl traditionell wie auch durch ihre gegenwärtige Ausrichtung ein hohes Ansehen und sie trägt aktiv zu gesellschaftlichen Entwicklungen bei, die in dieser Art einzigartig sind. “



DER AUTOR:

Burkhard Behr

ist Pfarrer und Leiter des „Zentrum für Dialog und Wandel“ in Cottbus.



MENSCHEN MIT SÄKULARER LEBENSHALTUNG

ALS DIALOGPARTNER IN DER KIRCHLICHEN ARBEIT¹

Ulrich Ketelhodt

DIE HERAUSFORDERUNG – WORUM ES GEHT

Der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland (Nordkirche) gehören im Sprengel Schleswig und Holstein 54% der Wohnbevölkerung an, im Sprengel Hamburg und Lübeck 33% und im Sprengel Mecklenburg und Pommern 17%.²

Neben denen, die einer anderen christlichen Konfession oder einer anderen Religionsgemeinschaft angehören, gibt es einen (je nach Sprengel unterschiedlich großen) Anteil von Menschen, die keiner Konfession und keiner Religion angehören. Für die Bundesrepublik insgesamt gilt: „Nach einer Hochrechnung der Forschungsgruppe Weltanschauung in Deutschland belief sich die Zahl der Konfessionsfreien im Jahr 2010 auf 34,8% der Bevölkerung“.³ Es deutet manches darauf hin, dass sich diese Zahl schon erhöht hat und auch in Zukunft weiter erhöhen wird. Die Entwicklung hin zur säkularen Gesellschaft, die sich darin niederschlägt, gibt es schon lange. Trotzdem hatten kirchliche Traditionen und Werte noch immer große Bedeutung. Zunehmend allerdings bewegt sich kirchliches Leben und kirchliche Arbeit in einem Kontext, in dem innerweltliches Denken und Handeln der Normalfall und Kirchlichkeit die Ausnahme sind. Daran wird sich in absehbarer Zeit nichts ändern, auch wenn es regional unterschiedliche Entwicklungen gibt.

So wird deutlich, dass neben den in der Kirche weithin schon etablierten interreligiösen Dialog eine Perspektive treten muss, die Menschen ohne religiöse Grundhaltung und ohne kirchliche Bindung, also „Menschen mit einer säkularen Lebenshaltung“ in den Blick nimmt. Diese Perspektive muss allerdings auch dem Selbstverständnis der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland gerecht werden, die in ihrer Verfassung betont: „Das Evangelium von Jesus Christus gilt allen Menschen“.⁴ Und: „Alle Menschen sind eingeladen, am Leben der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland teilzunehmen, das Evangelium zu hören und christliche Gemeinschaft zu erfahren“.⁵ Die programmatische Offenheit erfordert eine Klärung, wie es gelingen kann, das Bekenntnis zu Jesus Christus auch denen gegenüber „ständig zu vergegenwärtigen und neu zur Geltung zu bringen“⁶, die keiner Kirche (mehr) angehören (selbst wenn sie getauft sind), die areligiös, antireligiös oder religiös indifferent sind.⁷

Zu dieser Realität von Kirche in der Gegenwart gehört, dass in allen Bereichen kirchlicher Arbeit Menschen mit säkularer Lebenshaltung anzutreffen sind. Sie nehmen an kirchlichen Trauerfeiern oder am Konfirmationsgottesdienst teil. Sie wenden sich an kirchliche Beratungsstellen und gehören zu denen, mit denen Krankenhaus- und GefängnisseelsorgerInnen zu tun haben. Sie singen im Kirchenchor, haben ihre Kinder in der kirchlichen Kita und im Religionsunterricht. Sie besuchen Veranstaltungen des KDA und der Evangelischen Akademie. Sie werden angesprochen von Angeboten der kirchlichen Frauen- und Jugendarbeit. Sie wirken in Kirchbauvereinen mit und sind dabei, wenn es um Projekte zur Integration von Flüchtlingen geht. Menschen mit säkularer Grundhaltung sind Vertreter von Parteien, Verbänden und Firmen, die im gesellschaftlichen Diskurs auf Vertreter von Kirche treffen und nach dem fragen, was Kirche dabei einzubringen hat. Im Blick auf eine säkulare Lebenshaltung sind die Grenzen zwischen Kirchenmitgliedern und Menschen, die nicht zur Kirche gehören, fließend. Die säkulare Lebenshaltung hat in vielerlei Hinsicht auf Kirchenmitglieder und kirchliche Realität „abgefärbt“.

Auf diese Herausforderungen hatte die Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland bereits 2011 mit der Einrichtung einer Arbeitsstelle „Kirche im Dialog“ reagiert. Bis 2016 hat diese Arbeitsstelle geforscht und publiziert. Ab September 2018 wird es ein Werk gleichen Namens geben, das an die Ergebnisse der Arbeitsstelle anknüpft, aber sicher auch neue Akzente setzt.

DAS WERK „KIRCHE IM DIALOG“ – WIE ES GEHEN KANN

Die Mitarbeitenden des neugegründeten Werkes „Kirche im Dialog“ sollen sich des Themas annehmen und als Katalysatoren, Kristallisationspunkte und „Kümmerer“ wirken. Die Mitarbeitenden sind nicht diejenigen, die ausschließlich selbst den Dialog mit Menschen mit säkularer Lebenshaltung führen, sondern sie sollen Dialoge in den verschiedenen Bereichen der Nordkirche fördern.

Es geht darum, in den Bereichen kirchlicher Arbeit, in denen noch mit großer Selbstverständlichkeit davon ausgegangen wird, dass Kirchlichkeit, zumindest aber irgendeine Form von Glauben an Gott der Normalfall ist, für einen Bewusstseinswandel zu werben, der sich darüber klar ist, dass es auch anders (gut) geht.

Es geht darum, in allen Bereichen kirchlicher Arbeit, in denen Menschen mit säkularer Lebenshaltung eine Rolle spielen, zu fragen, welche Rolle diese Lebenshaltung eigentlich spielt, wie diese Menschen kirchliche Arbeit erleben und wie die, die diese kirchliche Arbeit leisten, eigentlich auf die so andere Lebenshaltung reagieren.

Außerdem können die Mitarbeitenden des Werkes „Kirche im Dialog“ auch systematisch Erfahrungen sammeln, die in anderen Landeskirchen bzw. in Kirchen im europäischen Ausland gemacht werden; und sie können die Thematik in größeren Zusammenhängen, wie die EKD-Ebene, zur Sprache bringen.

Neben dem Sammeln und Interpretieren von Erfahrung geht es auch um Impulse für die weitere Ausrichtung kirchlicher Arbeit. Es geht darum, Denkanstöße für neue Projekte im Kontakt mit Menschen mit säkularer Lebenshaltung zu entwickeln und die Formen des „forcierten Miteinanders“ zu unterstützen und zu fördern.

Vor allem geht es um die Stärkung der „Sprachfähigkeit“ auf allen Ebenen kirchlichen Handelns und bei denen, die sich für Kirche einsetzen wollen: Wie müssen Christinnen und Christen von ihrem Glauben reden, damit sie auch von denen „verstanden“ werden, die eine säkulare Lebenshaltung haben, selbst wenn diese Lebenshaltung sich dadurch nicht ändern sollte? Und wie müssen Christinnen und Christen im Glauben reden und leben, damit diejenigen, die eine säkulare Lebenshaltung haben, merken, dass auch der Glaube eine „Lebenshaltung“ ist und nicht nur ein Gedankenpiel oder traditionelle Floskel.

Dialoge mit Menschen mit säkularer Lebenshaltung sollen angestoßen und unterstützt werden. Dafür ist eine enge Zusammenarbeit mit unterschiedlichen kirchlichen und außerkirchlichen Partnern Voraussetzung.

Gerade jetzt steht diese Arbeit wieder wie 2011 in den Startlöchern, aber eingebettet in einen sichereren institutionellen Rahmen. Die Website www.kircheimdialog.de dokumentiert noch das Projekt, das 2016 abgeschlossen wurde. Es wird sich sicher lohnen, im Herbst erneut nachzuschauen, wie dieses wichtige Thema weiterbearbeitet wird. Der Dialog mit Menschen, die der Kirche fern stehen, ist eine zentrale Herausforderung für die Kirche in dieser Zeit, nicht nur für die Nordkirche. «



Quellen:

1. Dieser Bericht ist eine Zusammenfassung v.a. aus verschiedenen Dokumenten der Arbeitsstelle „Kirche im Dialog“ und der Konzeption einer Neugründung des Werkes „Kirche im Dialog“. Zitate sind nicht immer gekennzeichnet.
2. Zahlen entnommen aus: Nordkirche, quo vadis? Zahlen, Daten, Fakten, zusammengestellt von Kathrin Kühl und Redlef Neubert-Stegemann, Präsentation bei der Themensynode Zukunft der Ortsgemeinde in Travemünde vom 24. bis 26. September 2015, S.2.
3. Hans-Martin Barth, Konfessionslos glücklich Auf dem Weg zu einem religionstranszendenten Christsein, Gütersloh 2013., S. 40.
4. Verfassung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland, Präambel.
5. Verfassung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland, Artikel 13.
6. Verfassung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland, Präambel.
7. Zu den terminologischen Problemen: Arbeitsstelle „Kirche im Dialog“, Ohne Gott? Konfessionslosigkeit – ein Überblick, 2014, S.5-9.



DER AUTOR:

Ulrich Ketelhodt ist Fachreferent für Landwirtschaft und Ernährung in der Nordkirche und Vorsitzender des Evangelischen Dienstes auf dem Land in der EKD.

WAS BLEIBT VON DER CHRISTLICHEN BOTSCHAFT, WENN GLAUBEN PRIVATISIERT WIRD?

Jörg Pegelow

„HILFE, DIE GLAUBEN!“ –

so titelte die Wochenzeitung „Die Zeit“ vor einigen Jahren. Es ging im „Zeit“-Artikel grundsätzlich über Glaubende mitten in der Gesellschaft – um Juden, um Muslime, um Christen. Also um die Religiosität von Menschen aus den Nachbarschaften. Einerseits irritieren öffentliche Religion und öffentlicher Glaube und sind Thema in öffentlichen Diskussionen. Andererseits aber tauschen sich Menschen kaum über den persönlichen Glauben aus. Viel eher reden sie in Bus und Bahn, an Supermarktkassen oder im Restaurant über alles Mögliche. Und das gerne so laut, dass man ungewollt mithören darf, wo der Schuh drückt – in der Partnerschaft, wegen der Verdauung, bei der Kindererziehung oder beim Stress mit dem unmöglichen Chef.

Der persönlich praktizierte Glaube, die Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft scheinen immer mehr als ein die Gesellschaft nur am Rande berührendes Phänomen ins Private abgedrängt. Zwar engagieren sich erfreulicherweise viele Menschen in Kirchengemeinden, zwar ist die Bindung an die Kirche in kleineren Städten und Dörfern stärker ausgeprägt als in Großstädten. Auch sind Kirchengemeinden vor allem in kleinstädtischen und dörflichen Strukturen fest im Gemeinwesen verankert. Zugleich aber ist milieuübergreifend eine Veränderung der religiösen Landschaften festzustellen. Das Friedrich dem Großen zugeschriebene geflügelte Wort scheint allgemein



akzeptiert: „Jeder soll nach seiner Façon selig werden“ – Hauptsache, andere werden mit religiösen Fragen nicht weiter behelligt. Religion sollte besser Privatsache bleiben.

Zugleich lösen sich traditionelle religiöse Bindungen allmählich auf. Damit einher geht eine Pluralisierung und Individualisierung der religiösen Landschaft, in der immer stärker der persönliche, unmittelbare Nutzen und Mehrwert in den Mittelpunkt rückt: „Es tut mir gut. Meine persönliche Erfahrung sagt mir, dass diese oder jene Methode wirkt – also ist sie okay.“

So hat sich in den letzten Jahrzehnten ein bunter religiös-weltanschaulicher Markt entwickelt, auf dem vieles angeboten wird: Reiki und Feng Shui, hinduistisches Yoga und Satsang-Meditationen, Reinkarnationsvorstellungen oder durch ein Medium vermittelte Kontakte ins Jenseits. Manches davon gewinnt bis in die Kirchen hinein Interessenten. So wird der christliche Glaube ergänzt mit nicht-christlichen Methoden und Inhalten. Zuweilen öffnen sich dabei Wege zu einer individuellen Spiritualität, die mit dem christlichen Glauben nicht mehr vereinbar sind.

Die vielfältigen Angebote werden quer durchs Land wahrgenommen. Nicht nur in den größeren Städten, wo es naturgemäß mehr Anbieter gibt. Die Mobilität ermöglicht es jedem, all das wahrzunehmen, was als interessant erscheint. Wenn aber dem christlichen Glauben nicht-christliche Inhalte hinzugefügt werden, weil aller Glaube doch als gleich gültig und darum als integrierbar ins Christliche erscheint, wird dann nicht das Christliche gleichgültig und damit austauschbar? «



DER AUTOR:

Pastor Jörg Pegelow,
Arbeitsstelle für
Weltanschauungs-
fragen der Evange-
lisch-Lutherischen
Kirche in Nord-
deutschland.



PERIPHERISIERUNG UND RADIKALISIERUNG IN LÄNDLICHEN RÄUMEN

SOZIOLOGISCHE ERKENNTNISSE FÜR DAS GEMEINWESEN

Stephan Beetz

Unterwegs in einer südthüringischen Kleinstadt: Eine Bürgerinitiative plakatiert an den Lichtmasten gegen die Überfremdung der Stadt durch Flüchtlinge, an einer Kirche wirbt ein lilafarbenes Banner dafür, Geflüchtete willkommen zu heißen. Im Gespräch mit der Pfarrerin stellt sie das Engagement gegen Fremdenfeindlichkeit in ihrer Kirchgemeinde heraus, von anderen wisse sie, dass es nicht nur mehr Zurückhaltung, sondern auch asylkritische bis fremdenfeindliche Positionen gebe. Die Einstellung zu Flüchtlingen polarisiert gegenwärtig viele gesellschaftliche Gruppen. Zeigen sich Christen zwar humanitär aktiv, aber eben auch ‚islamkritisch‘? Wieviel Verschiedenheit ‚vertragen‘ Nachbarschaften in ländlichen Räumen, und sind die Menschen in ländlichen Räumen ‚fremdenfeindlicher‘? ‚Radikalisieren‘ sich öffentliche Meinungen in ‚abgehängten‘ Regionen? Diese Fragen sind alles andere als einfach zu beantworten, und die vielen Begriffe in Anführungsstrichen verraten, dass sie einige Unklarheiten bereithalten. Im folgenden Artikel sollen einige Schritte unternommen werden, die das Ziel haben, sich über diese Fragen differenzierter zu verständigen und weniger mit Zuschreibungen zu arbeiten.

In sozialwissenschaftlicher Forschung und alltagsweltlichen Eindrücken wird beispielsweise der Zusammenhang zwischen Orten mit hoher Abwanderung und rechtem Extremismus kaum bestritten. Bei näherer Betrachtung sollten allerdings einige Irritationen auftreten, denn wollen wir das Phänomen nicht nur konstatieren, sondern verändern, müssen wir die verschiedenen, gleichzeitig wirksamen und einander manchmal widersprechenden Dynamiken in den Blick nehmen.

Mit Abwanderungsregionen meinen wir Gebiete mit hohen Wanderungsverlusten, weil Menschen an anderen Orten bessere

Lebenschancen sehen. Da die Abwandernden vor allem jüngere, oft gut ausgebildete und teilweise kritische und aktive Menschen sind, fehlen sie nicht nur quantitativ in den Regionen. Abwanderung ist oft mit einem Prozess verbunden, den wir als Peripherisierung bezeichnen. Dieser bezeichnet die Entwicklung, dass die (schwindende) Infrastruktur kaum die Lebensqualität aller Bewohnerinnen und Bewohner sichern kann, niedrige Löhne und schlechte Arbeitsbedingungen mit geringer ökonomischer Wertschöpfung einhergehen und immer weniger politischer Einfluss für Einzelne möglich ist. Es gibt diese Orte sowohl in Großstädten als auch in ländlichen Gebieten. Wichtig ist an dem Begriff, dass damit nicht bestimmte Eigenschaften von Räumen ausgedrückt werden (z.B. ‚abgelegener Ort‘), sondern dass die gesellschaftlichen Prozesse in den Blick genommen werden, die dazu führen (z.B. mangelnde Verkehrsanbindung, territoriale Grenzziehungen), dass Menschen diese Gebiete verlassen.

Diese Prozesse zeigen nachhaltige Folgen für die Verfasstheit der politischen Gemeinwesen und der soziokulturellen Milieus. Es bilden sich Mentalitäten der Apathie und Resignation, des Durchhaltens und Ignorierens, der Abschließung gegenüber Fremden oder Neuem und der Radikalisierung. Radikalisierungen in soziokulturellen Milieus beschreiben einen Veränderungswunsch, der kennzeichnend für den Beginn vieler sozialer Bewegungen ist – gesellschaftliche Verhältnisse grundsätzlich und kompromisslos verändern zu wollen. Im Vordergrund der Diskussion um Radikalisierungstendenzen in ländlichen Räumen stehen rechtsextreme Aktivitäten, andere Aktivitäten z.B. von Regionalisierungsbewegungen oder fundamentalistischen religiösen Milieus finden weniger Beachtung. Befassen wir uns ernsthaft mit diesen Radikalisierungstendenzen, dann benötigen wir gute Analysen über den Wandel in ländlichen Räumen, aber auch über dessen Deutungen in den politischen Eliten wie den

lokalen soziokulturellen Milieus sowie über die Organisation sozialer und politischer Gegenbewegungen.

Eine sehr umfassende Diskussion gibt es um rechtsextreme Strukturen und gruppenbezogene menschenfeindliche Einstellungen in ländlichen Räumen. Die damit verbundenen Radikalisierungen beruhen vor allem auf abwertenden und ausgrenzenden Dynamiken anderer sozialer Gruppen, wobei sie vor allem scheinbar traditionelle Gesellschaftsvorstellungen vertreten, eine soziale Normalität unterstellen und sich auf Einstellungen in der ‚Mitte‘ der Gesellschaft beziehen. Begrifflich weist dies eine gewisse Paradoxie auf, denn es geht offenbar nicht darum, Veränderungen in der Gesellschaft offensiv und aktiv anzugehen.

Die empirischen Befunde sind in der Tendenz eindeutig, aber unscharf: Die Studien zur gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit weisen nach, dass vor allem in den ostdeutschen Landgemeinden und Kleinstädten in sogenannten „abwärtsdriftenden“ und „abwanderungsstarken“ Regionen die Ausprägungen besonders hoch sind (Heitmeyer 2014, 138ff.). Diese Befunde treten in allen Dimensionen gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit, besonders stark in der Fremdenfeindlichkeit und Islamophobie auf. Sehr viel weniger eindeutig, aber ebenfalls gut beschrieben sind die Befunde hinsichtlich rechtsextremer Einstellungen und des Wahlverhaltens. Die meisten – zumeist als Regionalstudien angelegten – Analysen resümieren, dass diese Tendenzen aber immer auf spezifische lokale und regionale Kontexte bezogen werden müssen. Zudem gilt, die Dynamiken von Peripherisierung und Radikalisierung, in denen sich rechtsextreme Einstellungen und Handlungen ausdrücken, stärker in den Blick zu nehmen. Dazu gibt es seitens der soziologischen Forschung eine Reihe von Erkenntnissen.

Fortsetzung nächste Seite

1 Zu berücksichtigen ist, dass gesellschaftliche Veränderungen nicht alle sozialen Gruppen gleichermaßen betreffen. Sozialstrukturell gesehen leben in ländlichen Räumen eher weniger einkommens- und bildungsstarke Personen, was wiederum zu einer besonderen Betroffenheit von wirtschaftlichen und infrastrukturellen Veränderungen und zu milieuspezifischen Protestformen führen kann. Erfahrungen von Deklassierung, Prekarisierung und Abstiegsängste, die sich auch in bislang sicheren und statusträchtigen Bereichen (z.B. des ländlichen Handwerks) entwickeln, gehen mit parallelen Erfahrungen der Globalisierung, Bürokratisierung und Digitalisierung einher.

2 Einen wesentlichen Einfluss auf regionalen Wandel besitzen die Deutungen von Veränderungen (und ggf. deren Ursachen): Diese können kollektiv als ‚Verlust‘, als ‚Verfall‘ und ‚Verlieren‘ gesehen werden; bisherige regionale Orientierungen und Praktiken geraten unter Druck. Regionalwissenschaftlich betrachtet zeigen sich unterschiedliche Mentalitäten, einen Strukturwandel zu verarbeiten. Der Versuch, verlorene Normalität wieder herzustellen, das eigene bzw. gesellschaftliche Leben als sinnvoll zu deuten, ist oft mit regressiven Tendenzen hin zur Vergangenheit verbunden.

3 Die Bearbeitung von Radikalisierungstendenzen erweist sich in ländlichen Milieus als ausgesprochen schwierig: Einerseits entsteht infolge der Überschaubarkeit und Geschlossenheit der soziokulturellen Milieus ein Konformitätsdruck auf Andersdenkende. Solche Homogenitätsannahmen widersprechen zwar den Befunden einer zunehmenden Pluralisierung und Mobilisierung in ländlichen Räumen; besitzen aber nach wie vor eine Gültigkeit in der sozialen Praxis. Zum anderen herrscht

vielerorts ein Mangel an demokratischer und konfliktorientierter politischer Kultur, der durch autoritäre politische Strukturen und starke personenbezogene Zuschnitte der Macht auf Bürgermeister und Landräte noch verstärkt wird. Als ‚typisch‘ für die ländlichen Politikstile werden traditionell-konservative Strukturen, rigide Wertvorstellungen und lokale Zugehörigkeit angesehen, auch wenn sie keineswegs der Lebenswirklichkeit auf dem Land entsprechen.

4 Radikalisierte Bewegungen suchen eine gezielte und konzentrierte organisationale Verankerung in einigen ländlichen Räumen. Dies gelingt durch die Besetzung von Nischen und das Aufgreifen von bestimmten Gelegenheitsstrukturen, beispielsweise günstigen Immobilien oder abgelegenen, nicht einseharen Grundstücken. Auf Grund der kleinteiligeren politischen Strukturen können ‚Erfolge‘ errungen werden, die in größeren Städten so nicht auffallen würden. Einzelne Personen und kleine Gruppen können so in lokalen Gesellschaften Einfluss und Vertrauen erreichen.

Viele Forschungsergebnisse weisen darauf hin, dass Radikalisierung weniger eine Frage der persönlichen Einstellung ist, sondern des öffentlichen Auftretens und der politischen Einflussnahme sowie der lokalen Bearbeitung in den soziokulturellen Milieus. Ein durchgängig wichtiger Punkt in der öffentlichen Auseinandersetzung um Radikalisierungstendenzen sind Strategien der Verharmlosung, der Entpolitisierung, der Verteidigung ‚nach außen‘ und die Vermeidung externer Hilfen. Häufig geschieht eine Solidarisierung mit den rechtsextremen Akteuren durch deren Verankerung in den lokalen sozialen Milieus und Netzwerken. In diesen wird es dann vermieden, Konflikte anzusprechen oder auszutragen, weil befürchtet wird, dass das Gemeinwesen sonst wegen zu starker Polarisierungen auseinanderfallen könnte.

Eine redundante Beschreibung von ländlichen Räumen, die mit Abwanderung und rechtsextremem Radikalisierung zu kämpfen haben, erscheint aus diesen Überlegungen heraus wenig gewinnbringend. Die Aufmerksamkeitsfokussierung durch konzentrierte Aktivitäten in kleinen Gemeinden und ‚spektakuläre‘ Wahlerfolge wird bedient – punktuelle ‚Erfolge‘ werden wahrgenommen und der Eindruck von Allgegenwärtigkeit erzeugt. Im Grunde wird von der Mehrheitsgesellschaft ein grundlegendes Schema wiederholt: Rechter Extremismus ist immer anderswo, irgendwo in der Provinz, er gehört nicht zur eigenen Lebenswelt. Völlig abwegig ist eine Diskussion um die sogenannte Provinz, die mit generalisierender soziokultureller Stigmatisierung und Zuschreibung verbunden ist.

Ein schwieriges Problem bildet sich gegenwärtig darin ab, dass der seit gut einem Jahrzehnt politisch propagierten Ideologie regionaler Ungleich(wertig)keit bislang nur durch rechtsextreme Radikalisierungen Einhalt geboten wird. Nur unter den Vorzeichen von NPD-Wahlerfolgen, sich abzeichnenden AfD-Koalitionen und nicht zu leugnender fremdenfeindlicher Gewalt werden Hilfsprogramme für den ländlichen Raum in aller Eile zusammengestrickt, aber die politisch durchaus forcierten Prozesse der Peripherisierung nicht zum Gegenstand der Diskussion gemacht. So suggestiv das Bild von ländlichen „Entleerungsräumen“ ist, in die rechtsextreme Gedanken und Organisationen eindringen, was nur noch durch (großstädtische) zivilgesellschaftliche Task Forces verhindert werden kann – so wichtig ist eine feinkörnigere Auseinandersetzung mit den lokalen Gesellschaften. Wenn wir tatsächlich fehlende Partizipationserfahrungen konstatieren, dann sollte eher nach Risiken und Umbrüchen in den kommunalpolitischen Steuerungsformen, der immer stärkeren Zentralisierung öffentlicher Institutionen und dem Mangel an Orten politischer Auseinandersetzung geschaut werden.

Nimmt man die Realitäten von Menschen an den Rändern der Gesellschaft ernst, benötigen wir vielleicht Formen von Radikalität, um Veränderungen in gesellschaftlichen Strukturen zu erzielen, in der Menschen ihre Bedürfnisse formulieren und Handlungsfähigkeit erfahren können. Eine wichtige Frage ist dabei, welche Rahmung diese Radikalität erfährt – beispielsweise andere Menschen nicht abwerten zu müssen. Wir können den notwendigen Gemeinsinn nicht voraussetzen. Die politische Philosophin Hannah Arendt hat eine Idee stark gemacht: Wenn wir weniger Arbeitszeit benötigen, um die Notwendigkeiten des Lebens zu erfüllen, müssen wir uns mehr Zeit nehmen, um uns zu verständigen, wie wir zusammenleben und Gemeinsinn verfolgen wollen. Die Frage dieses Heftes „Wohnt Gott noch in der Nachbarschaft“ sollte man deshalb auch so lesen, ob Gott noch in Nachbarschaften und im Gemeinwesen zu Hause ist oder längst zu einer Privatangelegenheit geworden ist. «



Weiterführende Literatur:

1. Hafeneeger, Benno / Becker, Reiner 2008: Die extreme Rechte als dörfliches Alltags-Phänomen. Das Beispiel Hessen, FJSB 2004-4
2. Heitmeyer, Wilhelm 2014: Rechtsextremismus im ländlichen Raum. In: F. Dünkel et al. (Hrsg.), Think Rural! Wiesbaden: VS, 131-146
3. Simon, Titus u.a. 2017: Rechtsextremismus in den ländlichen Räumen. Aktualisierte Arbeitshilfe. Erstellt im Auftrag des Bundes der Deutschen Landjugend (BDL) e.V.



DER AUTOR:

Prof. Dr. phil. Stephan Beetz,
Fachbereich soziale Arbeit der
Hochschule Mittweida.

SIPPEN UND SIEDLER

VÖLKISCHER RECHTSEXTREMISMUS IM LÄNDLICHEN RAUM

Jürgen Schnare

Am 13. Mai 2018 wurde in der ARD eine neue Tatortfolge ausgestrahlt, in der eine Gruppe von Menschen eine wichtige Rolle spielt, die in ihrem Aussehen, Verhalten und Denken weit von den anerkannten Standards abweichen. Sie lassen sich in einer Region nieder, in der bäuerliche Betriebe um die Existenz kämpfen und die Menschen abwandern. Sie wirtschaften bewusst mit altertümlichen Methoden ohne Einsatz moderner chemischer Mittel und mit viel Handarbeit. Ihre Produkte vermarkten sie auf Ökomärkten der Umgebung. Sie haben kinderreiche Familien und bleiben unter sich. Frauen tragen lange Röcke, Blusen und Kopftuch. Sie sind nicht geschminkt und stecken ihre langen Haare zu altertümlichen Frisuren auf. Männer tragen Kleidung, die an Zimmermänner erinnert oder erscheinen in einer Art Trachtenlook. Beschworen werden der Schutz der Heimat und des Brauchtums. Haus und Hof sind geschmückt mit ungewöhnlichen Standbildern und Symbolen. Zur Sonnenwende und bei anderen Gelegenheiten werden eigene Feste gefeiert.

Auf den ersten Blick wirken diese Menschen so, als handle es sich bei ihnen um eine streng ökologisch orientierte Lebensgemeinschaft. Erst wenn man näher hinschaut, wird klar, dass hinter dieser Praxis eine politisch extrem rechts orientierte Einstellung steckt, die einem ganz bestimmten Konzept folgt. Parolen, in denen Bezug genommen wird auf Kelten und Germanen, „Artglauben“, Blut und Boden und das Volk, offenbaren, dass es hier um „völkische Siedler“ geht. Es gibt sie nicht nur im Film sondern auch in der Realität.

Das völkische Denken, in dem das deutsche Volk einen Vorrang vor allen anderen Völkern bekommt, geht auf die Zeit der Jahrhundertwende vom 19. auf das 20. Jahrhundert zurück. Es hat auch die Ideologie des Nationalsozialismus und einige seiner prominentesten Vertreter geprägt. Volk meint in diesem Zusammenhang nicht die Bevölkerung eines Landes, sondern eine Gruppe von Menschen,

die durch eine vermeintlich reine gemeinsame Abstammung verbunden sind. Gleichzeitig wird eine Zugehörigkeit dieser Menschen zu einem bestimmten Raum behauptet. Abgelehnt werden der christliche Glauben, eine offene Gesellschaft, der moderne Parteienstaat und die kapitalistische Wirtschaftsweise. Der ohnehin vorhandene Rassismus ist mit einem deutlichen Antisemitismus verbunden.

In der Zeit nach dem ersten Weltkrieg gab es völkische Gruppen wie die „Artamanen“, die Projekte von eigenen entsprechend geprägten Siedlungen verfolgten. Ebenfalls in dieser Zeit entwickelten sich die so genannten „Ludendorffer“ (heute „Bund für Gotterkenntnis (Ludendorff) e. V.“). Eine Gruppe, die der rassistischen Weltanschauung der Mathilde Ludendorff und ihres Ehemanns Erich Ludendorff, dem General des ersten Weltkrieges und ehemaligen Bündnisgenossen Adolf Hitlers in der Zeit der Weimarer Republik, folgt. Bestimmte Familien („Sippen“) in der Lüneburger Heide und in Bayern gehören heute noch dazu. So genannte „Ahnenstätten“ in der Nähe von Oldenburg und Minden in Westfalen stehen in Verbindung mit ihnen.

Die völkische Weltanschauung wird besonders gepflegt in der „Artgemeinschaft – Germanische Glaubensgemeinschaft“ und weitergegeben in völkisch geprägten Jugendorganisationen wie dem „Sturmvogel – Deutscher Jugendbund“. Dazu werden eigene Ferienlager veranstaltet. Die Siedlungsprojekte der Artamanen werden wiederbelebt von so genannten „Neo-Artamanen“. Zentren solcher Aktivitäten liegen in Mecklenburg-Vorpommern besonders im Raum Güstrow. In den alten Bundesländern ist Nordost-Niedersachsen ein Schwerpunkt völkischer Sippen, Siedler und ihnen verbundener anderer Rechtsextremisten. Die Übergänge zwischen den Szenen sind fließend.

In der Regel wird ein hierarchisches Familienbild vertreten. Die Männer arbeiten in der Landwirtschaft, im Gartenbau und im Handwerk. Frauen kümmern sich um die Kinder und haben eventuell einen Beruf wie Erzieherin oder Hebamme. Über kommunale

Aktivitäten, Mitarbeit in der Feuerwehr und in der Elternvertretung von Schulen wird versucht, Anerkennung und Einfluss in der dörflichen Gemeinschaft zu gewinnen. Wird die völkische Gesinnung der betreffenden Personen und ihre Einbindung in die rechte Szene offenbar, ist es oft nicht leicht, sich von ihnen zu distanzieren. Kritiker werden mitunter als Störenfriede oder Nestbeschmutzer dargestellt.

Die Zahl dieser Gruppen ist schwer zu bestimmen. Auch wenn sie nicht sehr groß sein dürfte, darf man die Gefahr für die Gesellschaft nicht unterschätzen. Sie versuchen in bestimmten Regionen politischen Einfluss zu gewinnen. Ihre Aktivitäten unter Kindern und Jugendlichen prägen junge Menschen, die zum Opfer gefährlicher menschenfeindlicher Ideologien werden. Gerade in abgelegenen strukturschwachen ländlichen Gebieten ist Aufmerksamkeit gefordert und eine möglichst frühe Vernetzung mit Menschen, die gegen alle Formen des Rechtsextremismus kämpfen, damit der völkische Ungeist nicht noch einmal die Macht bekommt in unserem Land. **«**



Material zum Thema:

1. Völkische Siedler/innen im ländlichen Raum. Basiswissen und Handlungsstrategien.
<http://www.amadeu-antonio-stiftung.de/voelkische-siedler>
2. „Die letzten von gestern und die ersten von morgen?“ Völkischer Rechtsextremismus in Niedersachsen
https://www.amadeu-antonio-stiftung.de/w/files/publikationen/voelkischer_rechtsextremismus_niedersachsen.pdf
3. Marc Oliver Bischoff: Die Sippe. Dortmund 2016 (Krimi)
<http://www.graft.de/service/programm/buchdetails/titel/die-sippe/>



DER AUTOR:

Jürgen Schnare, Pastor, Beauftragter für östliche Religionen und Weltanschauungsfragen im Haus kirchlicher Dienste, Hannover und Geschäftsführer der Initiative ‚Kirche für Demokratie – gegen Rechtsextremismus‘ in der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers.



WOHNT GOTT NOCH IN DER
NACHBARSCHAFT?



GLAUBEN
BEI GELE-
GENHEIT:
(VOLKS-)KIRCHE ALS
NACHBARSCHAFT

WOHNT GOTT NOCH IN DER NACHBARSCHAFT?

EMPIRISCHE ERGEBNISSE ZU GLAUBE UND KIRCHLICHKEIT AUF DEM LAND

Gunther Schendel / Maria Sinnemann

Die Dorfkirche als räumliche und ideelle Mitte eines Dorfes: Diese Vorstellung gehört nach wie vor zu den Bildern mit hoher Suggestivkraft. Vom Gefühl her scheint es plausibel, dass Kirche und Ort in ländlichen Regionen immer noch enger miteinander verbunden sind als in der Großstadt. Jedenfalls ist das eine Vorstellung, die mit Blick auf westdeutsche ländliche Regionen immer noch anzutreffen ist – und die in der Vergangenheit auch empirisch belegt wurde. Ältere Daten z. B. aus der Vierten EKD-Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung (KMU IV von 2002) zeigten für ländliche Räume folgendes: Hier ist der Anteil Kirchenverbundener größer, die Bereitschaft zur Gottesdienstteilnahme ist weiter verbreitet, genauso wie der Bekanntheitsgrad der Pastorin oder des Pastors. Höher ist auch der Anteil derer, die in der Kirche sind, „weil sich das so gehört“.¹

Allerdings wies Wolfgang Pittkowski, der diese Daten ausgewertet hat, schon 2004 daraufhin, dass die Stadt-Land-Unterschiede im Zeitvergleich „geringer geworden“ sind. Sein Fazit lautete damals: „Die Stadt ist ländlicher geworden, das Land städtischer.“² Umso spannender ist die Frage, ob sich diese Entwicklung fortgesetzt hat, oder ob sich trotz allen Wandels immer noch deutliche Unterschiede zwischen ländlichen und städtischen Regionen feststellen lassen.

Bei der folgenden Auswertung stützen wir uns vorrangig auf die Daten der aktuellen Fünften EKD-Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung (KMU V) von 2012 sowie vergleichend auf die Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften (ALLBUS) 2012. Bei diesen Untersuchungen wurde nach der Zugehörigkeit zu den BIK-Regionen gefragt.³ Bezugsgrößen sind damit nicht mehr die reinen Wohnortzahlen; vielmehr geht es um die Stadt-Umland-Beziehungen, inklusive der Pendlerströme. Diese Orientierung an den BIK-Zahlen wird der wachsenden Arbeitsmobilität gerecht; allerdings ist damit die Vergleichbarkeit zu den Vorgängeruntersuchungen begrenzt.⁴ Trotzdem zeigt unsere Auswertung interessante Ergebnisse.

ERGEBNISSE AUS DER KMU UND DEM ALLBUS 2012: KAUM UNTERSCHIEDE ZWISCHEN LAND, STADT UND GROSSSTADT

Die statistische Auswertung der Daten der KMU zeigt zunächst, dass sich die verschiedenen Regionen in vielerlei Hinsicht kaum unterscheiden. So gibt es kaum Differenzen bei den wichtigen sozialstrukturellen Variablen wie Alter, Haushaltseinkommen oder Bildung. Und auch bei der religiösen Sozialisation, der religiösen Toleranz oder der Sicht auf das eigene Leben können wir – anders als noch Pittkowski – keine auffälligen Unterschiede entdecken. So stimmen die evangelischen Menschen auf dem Land zum Beispiel den Sätzen „Sofern sich jemand an die Gesetze hält, ist es egal, welche Religion er/sie hat“⁵ oder „Ich denke, dass es wichtig ist, dass Kinder eine religiöse Erziehung bekommen“⁶ fast ebenso häufig zu wie in der (Groß-)Stadt.





SONDERSTELLUNG DER KLEIN- UND MITTELSTÄDTE IN DER KMU 2012

Interessant ist allerdings, dass da, wo es doch Unterschiede gibt, nicht der ländliche Raum, sondern eher der klein- und mittelstädtische Raum eine Sonderstellung einnimmt. So geben die Evangelischen in der Stadt häufiger an, dass sie sich ihrer Kirche und ihrer Ortsgemeinde stark verbunden fühlen.

Bei der Suche nach den Gründen für diese Unterschiede wird allerdings deutlich, dass die BIK-Regionen in keinem statistisch signifikanten Zusammenhang mit der Verbundenheit stehen.⁷ Mittlere bzw. hohe, signifikante Korrelationen mit der Verbundenheit finden wir stattdessen bei der Einstellung zum Kirchenaustritt sowie der Häufigkeit des Gebets und des Gottesdienstbesuches (vgl. EKD 2014: 86-92).⁸ Die Antwort auf die Frage, ob jemand auf dem Land, in der Stadt oder in der Großstadt wohnt, eignet sich also nicht zur Klärung der Frage, warum er oder sie sich stark mit der Kirche oder der Ortsgemeinde verbunden fühlt.

Ein ähnliches Bild zeichnet sich bei der Frage ab, ob der Pfarrer bzw. die Pfarrerin der eigenen Kirchengemeinde bekannt ist: Hier antworten 24,5% in der Großstadt und sogar 26,4% der Befragten auf dem Land, dass sie diese Person nicht kennen. In der Stadt ist das bei 19,5% der Fall.⁹

VERGLEICH MIT DEN DATEN DES ALLBUS 2012

Die Ergebnisse der KMU V zur Verbundenheit und zur Bekanntheit des kirchlichen Personals im Vergleich von Stadt und Land sind ohne Zweifel wichtig und wegweisend. Zudem decken sie sich mit anderen kirchen- und religionssoziologischen Studien wie zum Beispiel dem Kirchengemeindebarometer des SI. Dieses weist darauf hin, dass es im städtischen Raum mehr Aktivitäten und Angebote als im ländlichen Raum sowie eine gute Vernetzung mit anderen zivilgesellschaftlichen Akteuren gibt.¹⁰

Der Vergleich mit den Daten des ALLBUS, die im selben Jahr erhoben wurden, verdeutlicht jedoch, dass die Ergebnisse an vielen anderen Stellen divergieren und ein vielschichtiges Bild ergeben. Dies betrifft zum Beispiel die subjektive Religiosität: Während in der KMU die evangelischen Menschen in den Klein- und Mittelstädten am häufigsten angeben, dass sie sich für religiöse Menschen halten, so zeichnet sich im ALLBUS ab, dass die Menschen auf dem Land sich selbst religiöser einschätzen als anderswo.¹¹

Entscheidend für die Fragestellung unseres Textes sind hingegen weniger die iso-

Abbildung 1: Verbundenheit mit der evangelischen Kirche

(KMU 2012; evangelische Befragte; N = 2.015)



lierten Unterschiede zwischen den einzelnen Prozentzahlen als vielmehr die Tatsache, dass es sowohl in der KMU als auch im ALLBUS bei den evangelischen Befragten keine nennenswerten signifikanten Zusammenhänge zwischen den BIK-Regionen und den relevanten Fragen nach Kirche und Religion gibt.¹² Wir können also erstens insgesamt eine fortschreitende Annäherung der Räume Stadt und Land im Hinblick auf religiöse Werte und Praktiken beobachten. Die Unterschiede, die es dennoch weiterhin zweifellos gibt, lassen sich dabei zweitens allerdings nicht primär durch die Frage nach dem Wohnort erklären.

FAZIT

Für alle, die nach klaren Stadt-Land-Differenzen und einem besonderen Profil ländlicher Kirchlichkeit Ausschau halten, sind unsere Ergebnisse enttäuschend. Aus der Primärerfahrung „wissen“ wir doch, dass ein Erntedankfest „auf dem Land“ etwas anderes ist als in der Großstadt, dass die Nachbar-

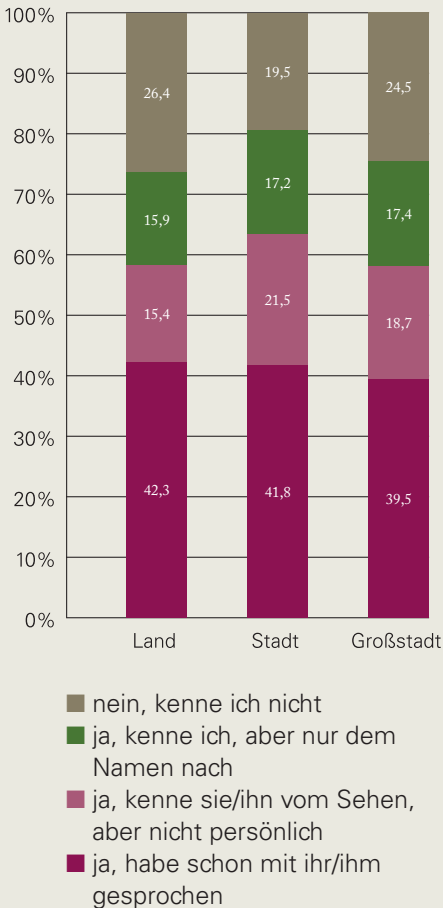
schaft „auf dem Dorf“ anders funktioniert als in hochverdichteten Räumen, und dass hier auch die Kirche mit dem Sozialraum verborener ist. Und „ticken“ die Menschen auf dem Land nicht doch noch anders als in den städtischen Zentren?

Unsere Ergebnisse weisen daraufhin, dass die Stadt-Land-Unterschiede, die Pittkowski vor zehn Jahren noch feststellen konnte, mit Blick auf Glauben und Kirchlichkeit keineswegs mehr so eindeutig sichtbar sind.¹³ Vielmehr hat sich der von ihm beobachtete Trend der Angleichung weiter fortgesetzt. Nach den Ergebnissen der KMU gilt das auch für die biographische Offenheit oder Werte wie Toleranz, während andere Studien in Fragen der Familienorientierung und der biographischen Offenheit vor zehn Jahren noch statistisch signifikante Stadt-Land-Unterschiede herausarbeiten konnten.¹⁴ Aber auch diese Ergebnisse sprachen für ein „Stadt-Land-Kontinuum“¹⁵, nicht für einen Stadt-Land-Gegensatz: Schon damals waren die Grenzen zwischen „städtisch“ und „länd-



Abbildung 2: Bekanntheit der Pfarrperson

(KMU 2012; evangelische
Befragte; N = 2.017)



lich“ oft fließend, weil durch die Urbanisierung viele dem Erscheinungsbild nach ländliche Räume in den Agglomerationsprozess rund um die urbanen Zentren hineingezogen werden. Außerdem spielten – z. B. mit Blick auf den Lebensstil – soziokulturelle Größen (Bildung, Einkommen usw.) eine bedeutendere Rolle als das Wohnen in „Stadt“ oder „Land“.¹⁶

Unsere Ergebnisse lassen sich am besten mit einem Wertewandel und einem wachsenden Austausch zwischen den verschiedenen Raumtypen erklären: Konventionelles Verhalten (z. B. markiert durch den Kirchengang) ist auch dem Land keineswegs mehr selbstverständlich und in bestimmte Handlungsroutinen eingebettet. Das Pendeln zum

Arbeitsplatz, aber auch der Wechsel des Wohnorts macht die Grenzen von Stadt und Land auch im individuellen Erleben fließend, wobei gilt, dass beim Wechseln vom Land in die Stadt oder umkehrt die „im Lebenslauf gefestigte[n] Lebensstile [...] weitgehend aufrechterhalten“¹⁷ werden: Damit wird die tendenzielle Angleichung von „Stadt“ und „Land“ vorangetrieben.

Was bedeutet all dies für das kirchliche Handeln? Es bestätigt die Erkenntnis, dass Kirche auch in ländlichen Regionen längst kein „Selbstläufer“ mehr ist. Auch hier wählen die Kirchenmitglieder zwischen religiösen Angeboten aus; sie entscheiden, ob sie zum Gospel- oder zum Familiengottesdienst gehen. Das verlangt nach der bewussten Gestaltung attraktiver Formate; „one size fits all“ geht auch hier nicht mehr. Auch die Geselligkeit, oft ein wichtiger Bezugspunkt religiöser Aktivitäten, taugt nicht mehr als einziger Ansatzpunkt kirchlichen Handelns: Der Wunsch nach Geselligkeit und Gemeinschaft ist auf dem Land nicht ausgeprägter als im städtischen Raum. Das heißt: Auch im ländlichen Raum geht es längst um Milieusensibilität, um die Sensibilität für individuelle Bedürfnisse und Lebensgeschichten.

Das sollte man jedoch nicht gegen eine Sensibilität für die besonderen Themen und Herausforderungen vieler ländlicher Räume ausspielen. So sehr die Stadt-Land-Unterschiede in Sachen Werthaltungen und Kirchlichkeit an Bedeutung verlieren: Als Kehrseite der Urbanisierung rücken viele ländliche Räume an die Peripherie, erleben die Ausdünnung der – auch kirchlichen – Infrastruktur, werden zu Zonen „geringerer kultureller und sozialer Beteiligungsmöglichkeiten“¹⁸. Wie kann hier „antizyklisch“ gutes Leben gelingen? Wie kann Zusammenhalt gestärkt, Neues und Innovatives entdeckt werden? Das sind Fragen und Herausforderungen auch an das kirchliche Handeln. Es ist kein Zufall, dass neuere empirische Studien gerade die ländlichen Räume als Orte „experimenteller“, „verletzbarer“ Theologie und Praxis in den Blick nehmen und nach deren „Innovationspotenzial“ für die Gesamtkirche fragen.¹⁹



Literatur:

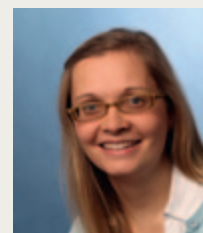
1. Vgl. die Auswertung bei Wolfgang Pittkowski: Kirche im Stadt-Land-Gefälle (Arbeitspapier von 2004 (online: http://www.pittkowski.de/stadt_land.pdf). / 2. Ebd., 11.
3. Die BIK-Regionen sind eine systematische Erfassung von Raumeinheiten im Gebiet der BRD. Sie basieren auf Daten der Bundesagentur für Arbeit und fassen Kernstädte sowie Gemeinden, deren Pendler*innen vorrangig in dieser Kernstadt arbeiten, zusammen. In der vorliegenden Auswertung kategorisieren wir die BIK-Regionen mit bis zu 20.000 Einwohner*innen als ländlichen Raum, die BIK-Regionen mit 20.000-99.999 Einwohner*innen als klein- und mittelstädtischen Raum und die BIK-Regionen mit ≥ 100.000 Einwohner*innen als großstädtischen Raum.
4. Die individuelle Abfrage des Wohnortes in der KMU 2012 ergab nicht ausreichend Fallzahlen.
5. Land 82,4%, Stadt: 87,2%, Großstadt: 83% (stimme völlig zu, stimme eher zu)
6. Land: 64,6%, Stadt: 66%, Großstadt: 66% (trifft voll zu, trifft eher zu)
7. Peter Höhmann: Kirchenmitgliedschaft im gesellschaftlichen Wandel – Eine empirische Untersuchung pluraler Bindungsmuster von Kirchenmitgliedern, Frankfurt am Main 2009, 123 ff.
8. Verbundenheit mit der evangelischen Kirche: Korrelationen nach Spearman zweiseitig auf dem 0,01-Niveau: Einstellung zum Kirchenaustritt = 0,551; Gebet = 0,755; Gottesdienstbesuch = 0,807; BIK-Region = 0,008 (nicht signifikant). Verbundenheit mit der Ortsgemeinde: Korrelationen nach Spearman zweiseitig auf dem 0,01-Niveau: Einstellung zum Kirchenaustritt = 0,428; Gebet = 0,551; Gottesdienstbesuch = 0,636; BIK-Region 0,024 (nicht signifikant).
10. Hilke Rebenstorf/Petra-Angela Ahrens/Gerhard Wegner: Potenziale vor Ort: Erstes Kirchengemeindebarometer, Leipzig 2015, 58, 63, 92.
11. KMU 2012 (BIK-Regionen): „Ich halte mich für einen religiösen Menschen.“ Land: 65,7%, Stadt: 70,6%, Großstadt: 66,4% (trifft voll zu, trifft eher zu). ALLBUS 2012 (BIK-Regionen): „Würden Sie von sich sagen, dass Sie eher religiös oder eher nicht religiös sind?“ Land: 55,1, Stadt: 42,4%, Großstadt: 50,6% (1-5 auf einer Skala von 1 (religiös) bis 10 (nicht religiös)). Ein ähnliches Bild zeichnet sich im ALLBUS auch bei den Daten der politischen Gemeindegrößen ab.
12. Gleiches gilt beim ALLBUS 2012 auch für die politischen Gemeindegrößen.
13. Vgl. schon die Feststellung von Annette Spellerberg: „Das religiöse Leben auf dem Lande heute noch deutlich ausgeprägter ist als in der Stadt, ist den Daten nicht zu entnehmen.“ (Kultur in der Stadt – Autopfleger auf dem Land?, in: Jörg Rösse/Gunnar Otte (Hg.): Lebensstilforschung, Wiesbaden 2011, 324). Vgl. auch: Brigitte Mitterer: Raumbezogene Lebensstile und Konsummuster – eine Annäherung an die Dorfbewohner des 21. Jahrhunderts, Dissertation, Würzburg 2013, 154
- 14–15. Norbert Gestring: Stadt und Land. Siedlungsstruktur, in: Steffen Mau u. a. (Hg.): Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands, Wiesbaden, 32013, 862/863 16–18. Spellerberg, 335/336/335
19. Birgit Hoyer, Seelsorge auf dem Land. Räume verletzbarer Theologie, Stuttgart 2011, 367; und Kirchenamt der EKD (Hg.): Freiraum und Innovationsdruck. Der Beitrag ländlicher Kirchenentwicklung in „peripheren Räumen“ zur Zukunft der evangelischen Kirche, Leipzig 2016, 399.



DIE AUTOREN:



Gunther Schendel, Dr. theol., ist Pastor und Referent im Sozialwissenschaftlichen Institut (SI) der EKD, Hannover.



Maria Sinnemann, M.A. Soziologie, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Sozialwissenschaftlichen Institut (SI) der EKD, Hannover.



GOTT? DER WOHLT ZWEI HÄUSER WEITER!

Carsten Liersch

Wenn ich morgens aus dem Fenster blicke, sehe ich Frau Löhr: Auf der anderen Seite der viel befahrenen Straße steht sie und wartet, dass sie auf meine Straßenseite kommen kann. Dann klingelt sie aber nicht bei mir, sie geht zwei Häuser weiter – zu Gott, der hier in der katholischen Nachbarschaft ein kleines Kapellchen bewohnt. Dann öffnet Frau Löhr seine Tür, jeden Morgen pünktlich um acht. Falls jemand eine Kerze aufstellen möchte. Und jeden Mittag, pünktlich um zwölf, schließt sie die Tür wieder. Damit nicht wieder, wie einmal, Kinder in der Kapelle Schabernack treiben, sich deren Eltern aber nicht dafür verantwortlich fühlen. „Das ist doch egal“, sagten die wohl damals, „wen interessiert denn noch dieses Kapellchen“. Frau Löhrs Empörung darüber ist auch Jahre später noch spürbar, als sie mir davon erzählt.

LANGE TRADITION UND ALTE GESCHICHTEN

Gott wohnt hier schon lange in der Nachbarschaft, in seinem Kapellchen. In seiner jetzigen Form steht es dort vermutlich seit Mitte des 19. Jahrhunderts und war wahrscheinlich ein Nebenprodukt der damals neu erbauten Pfarrkirche St. Cyriakus. Aber genau weiß das niemand. Auf alten Karten von Mendig, einem

Kleinstädtchen in der Osteifel, kann man sehen, dass an dieser Straßenecke schon viel länger ein kleines Gotteshaus gestanden haben muss. Dort beteten wohl über Jahrhunderte die Männer und baten um Gottes Beistand, bevor sie die Straße weiter hoch gingen, in Richtung der Steinbrüche, um dort ihrer harten, gefährlichen Arbeit nachzugehen.



Am Heiligenhäuschen ...

... lautet der Flurname des Ortes, an dem heute noch die Kapelle steht. Ein sicheres Indiz, dass hier schon lange Heilige verehrt wurden. Darauf deutet auch das Alter der Pietà hin, die auf die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts geschätzt wird. Das Relief in der Kapelle ist bezeichnet 1620.

Welche Form die Kapelle damals gehabt hat, ist unbekannt, es wird jedoch vermutet, dass es eher ein Schrein war als ein geschlossenes Gebäude. Das Alter der Kunstwerke legt den Schluss nahe, dass der Ursprung der wunderbaren Legende um den Soldaten im Dreißigjährigen Krieg zu suchen wäre.

Die Kapelle ist heute Eigentum der Stadt Mendig. In den 80er Jahren stand zur Debatte, sie zu Gunsten des Verkehrs abzureißen, worauf sich ein Sturm der Entrüstung erhob, so dass die Stadtverwaltung von diesem Vorhaben absah.

In der Kapelle steht eine Pietà: Maria in Blau trägt den toten Jesus auf ihren Knien. Ihr Blick ist milde. „Im Krieg hat mal ein französischer Soldat auf sie geschossen“, berichtet Frau Lühr mir. In welchem Krieg genau, kann sie auch nicht sagen. Die Kugel sei von Maria abgeprallt und habe dann den Soldaten getötet. „Ob das stimmt – man weiß es nicht“, schließt sie die Geschichte.

Ich lächle Frau Lühr an. Sie ist gut 20 Jahre älter als ich, und in ihr lebt eine viel tiefere Frömmigkeit als in mir. Als dann ein paar Jahre später die Pietà restauriert wird, berichtet die Restauratorin von einem Einschussloch an der Figur. Wie so viele alte Geschichten, hat wohl auch diese einen Kern, der wahrer ist, als wir es uns in aufgeklärten Zeiten eingestehen möchten.

SEITENWECHSEL

Eines Tages begegne ich wieder Frau Lühr. Diesmal auf ihrer Seite der viel befahrenen Straße. Wir kommen ins Gespräch, sie wirkt unruhig, nervös. „Vielleicht Krebs“, sagt sie dann, man wisse noch nichts Genauen. Ich versuche sie zu beruhigen, so gut ich es eben kann bei jemanden, den ich zwar mag und schätze, aber auch nicht besonders gut kenne. Ich bringe ihr am selben Tag noch einen Beruhigungstee, etwas Besseres fällt mir nicht ein. Sie fragt, ob ich mich nicht um das Kapellchen kümmern könne, bis sie aus dem Krankenhaus wieder zu Hause sei. Klar, sage ich. Dann gibt sie mir den Schlüssel und einen Karton voller Öllichter. Sie zögert einen Moment, dann gibt sie mir noch einen zweiten Karton, und mir ist klar, dass sie nicht damit rechnet, bald wieder nach Hause zu kommen. „Rußfrei“, sagt sie dann noch, damit die alte Pietà nicht wieder so schwarz werde vom Ruß der Kerzen. Und sie gibt mir noch einen Namen, an den ich mich wenden könne, wenn ich neue Kerzen brauche. Es gibt wohl Strukturen rund um das Kapellchen, von denen ich bislang nichts wusste, als ich immer morgens pünktlich um acht Frau Lühr auf der anderen Seite der viel befahrenen Straße sah, wie sie auf eine Lücke im nicht abreißen Strom der passierenden Autos wartete, in der sie, trotz Ihres Hüftleidens, sicher die Straßenseite wechseln konnte.

Als ich am nächsten Morgen zum ersten Mal aufschließe, kommt mir das unvertraut vor. Mache ich das richtig? Was passiert dann? Ich sehe mich um. Vor der Pietà hängt inzwischen eine Scheibe, um sie vor dem Ruß der Kerzen zu schützen. Darunter eine Kreuzigungsszene aus Tuffstein, wohl Barock. Nahezu verwittert und kaum noch zu erkennen. An die Wand ist ein Gebet gemalt: Oh heiliger Geist, beseele mich / oh Gottes Lieb, verzehre mich / den Weg der Wahrheit führe mich / Maria, Mutter, schau auf mich / Mit deinem Jesus segne mich / Vor aller Täuschung und Gefahr / Vor allem Übel mich bewahr. Amen. Ansonsten nicht viel: zwei Bänke, eine weitere zum Knien vor der Pietà. Ein paar Kerzenständer, die eingestaubt in der Ecke stehen.

Als ich am Abend zum ersten Mal abschließe, hat sich nichts verändert.

Auch nicht in den Folgetagen. Auch nicht in den Wochen danach. Ich schaue nur, ob noch ein Kerzlein brennt. Und wenn wieder eines abgebrannt ist, hole ich am nächsten Tag ein neues aus dem Karton und zünde es an.

VERÄNDERUNG

Mein Leben zwischen Arbeit und Familie ist anders als das von Frau Lühr, meine Zeit ist knapper, der Alltag weniger geregelt. Ich öffne und schließe die Kapelle so, wie es meine Zeit erlaubt – das ist nicht immer pünktlich um acht. Dafür schließe ich später. Gott hat jetzt länger geöffnet, auch sonntags. Ich frage mich, ob wegen der nun etwas weniger geregelten Öffnungszeiten nie ein Kerzchen dort steht außer denen, die ich selbst aufgestellt habe.

Als ich eines Tages dann wieder mal die Tür öffne, mit einem kurzen Blick prüfe, ob alles in Ordnung ist, dann wieder abschließen will – steht dort eine weitere Kerze. Ich trete ein, näher und werfe einen Blick darauf – auf dieses kleine Wunder, das mir nach wochenlangem Auf- und Abschließen, jeden Tag, widerfahren ist: Jemand war da. Ich weiß nicht wer. Jemand aus der Nachbarschaft. Wegen des vielen Verkehrs kennt man in dieser Straße oft nur die unmittelbaren Nachbarn. Wer ein paar Häuser weiter wohnt? Keine Ahnung. Aber zwei Häuser über mir wohnt Gott, und irgendjemandem war es heute wichtig, dass Gottes Tür offen steht. Ich freue mich darüber und dass mein Tun einen Sinn hat.

So geht es in den folgenden Wochen und Monaten weiter, oft passiert nichts. Dann steht plötzlich eine Kerze da. Manchmal sogar zwei. Manchmal jeden Tag, dann reißt es ab und wochenlang passiert wieder nichts.



WOHNT
GOTT NOCH
IN DER
NACHBAR-
SCHAFT?

Arbeitshilfe zum Erntedankgottesdienst



ERNTEDANKFEST 2018

Gerhard Schleier

🔊 **ORGEL**

(Chorvers)

💬 **BEGRÜSSUNG**

Du sendest aus deinen Odem, so werden sie geschaffen,

und du machst neu die Gestalt der Erde.

🔊 **LIED 334,1-6 DANKE FÜR DIESEN GUTEN MORGEN**

(Chorvers)

💬 **PSALM:**

Chorvers Gemeinde:

Herr, wie sind deine Werke so groß und viel!
Du hast sie alle weise geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter.

Ich will dem Herrn singen mein Leben lang
und meinen Gott loben, solange ich bin.

(aus Psalm 104, Lutherbibel 1999)

💬 **LITURGIE NACH ORDNUNG DER GEMEINDE**

Es warten alle auf dich,
dass du ihnen Speise gebest zur rechten Zeit.
Wenn du ihnen gibst, so sammeln sie;
wenn du deine Hand aufstust, so werden sie mit
Gutem gesättigt.

GEBET ZUM TAGE

Guter Gott, du hast die Welt geschaffen, nur durch dein Wort. Aus dem Nichts hast du alles gemacht, was wir zum Leben brauchen.

Wir bitten dich: Höre unsere Gedanken und öffne unsere Augen, dass wir auf das schauen, was fruchtbar ist und wachsen kann. Dies bitten wir dich durch Jesus Christus, deinen Sohn und unseren Bruder, der mit dir und dem Heiligen Geist lebt und Leben schenkt von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Amen.



LESUNG: DIE ERSCHAFFUNG DER ERDE (MODERNE ÜBERTRAGUNG – 1. TAG)

Gott schuf Himmel und Erde. Es ist aber schon sehr lange her. Der Himmel war hell und sehr schön. Das Licht feierte ständig ein Fest. Engel waren wie ein Frühlingswind und immer tanzendes Licht. Ihre Lieder waren melodisch und zart. Sie glichen duftenden Blumen. Die Erde aber war ganz leer. Es war dunkel und kalt dazu. Nacht regierte hier ununterbrochen. Es war trostlos. Die Engel im Himmel mussten darüber weinen. Da dachte Gott bei sich: Die Engel haben recht, ich muss die Erde schön machen, und vor allem Licht ihr schenken. Er sprach: Es werde Licht! Da wurde es überall hell. Gott besaß alle Geheimnisse über das Licht und über die vitale Kraft der Atome. Er spielte mit Energie und Feuer. Gott machte ab und zu für Augenblicke die Erde hell, sie soll ja nicht erschrecken. Dann legte er das Licht wieder schlafen. Gott sagte zu den Engeln: Wenn das Licht spielt, ist es Tag, wenn das Licht schläft, ist es Nacht. Da war bereits der erste Tag der Schöpfung vorbei.

Aus dem Buch Genesis – 1,4-5a

Gott sah, dass das Licht gut war. Gott schied das Licht von der Finsternis, und Gott nannte das Licht Tag und die Finsternis nannte er Nacht“

Aus: Beitrag der Zeitschrift ferment, P. Hans Wallhof, Pallottiner

LIED 668,1-4 **O Gott, von dem wir alles haben** **(EG, bayer. Anhang)**

GLAUBENSBEKENNTNIS

LIED 508,1-4 **Wir pflügen und wir streuen**

PREDIGT (S.U.)

LIED 508,1-4 **Wir pflügen und wir streuen**

FÜRBITTENGEBET

Guter Gott, du schenkst das Leben in dieser Welt. Du gibst uns Gaben und Talente für unser Leben. Du traust uns zu, Gutes zu schaffen, und hilfst, dass uns die Dinge gelingen.

Wir bitten dich: Lenke unsere Kraft auf das, was notwendig ist. Hilf uns, mit denen zu teilen, die Not leiden.

Begleite unseren Weg und schau auf uns, wenn wir uns schwer tun. Nicht immer gelingt uns das Leben, nicht immer tun wir das Richtige.

Wir bitten dich: Lass uns weiterführen, was mit Jesus angefangen hat, und lass uns sein Wort weitertragen. Segne und ermutige alle, die dafür in der Welt eintreten.

Manche von uns tun sich im Leben schwer, sind vielleicht sogar leer und eher stumm. Sie finden keinen Grund zum Danken.

Wir bitten dich: Halte du mit ihnen aus, was schwer zu tragen ist, und schenke Mut für den nächsten Tag. Sei du denen ein Trost, die am Leben leiden.

Guter Gott, wir danken dir für alles, was du uns gegeben hast, und loben das Werk deiner Hände.

VATERUNSER

SEGEN

Mögen sich die Wege vor deinen Füßen ebnen,
mögest du den Wind im Rücken haben,
möge die Sonne warm dein Gesicht bescheinen,
möge Gott seine schützende Hand
über dich halten.

Mögest du in deinem Herzen dankbar bewahren
die kostbare Erinnerung der guten Dinge
in deinem Leben.

Das wünsche ich dir,
dass jede Gottesgabe in dir wachse und sie dir helfe,
die Herzen jener froh zu machen, die du liebst.

Möge freundlicher Sinn glänzen
in deinen Augen,
anmutig und edel wie die Sonne,
die, aus den Nebeln steigend,
die ruhige See wärmt.

Gottes Macht halte dich aufrecht,
Gottes Auge schaue für dich,
Gottes Ohr höre dich,
Gottes Wort spreche für dich,
Gottes Hand schütze dich.

So segne uns/ Dich
der gütige Gott, Vater, Sohn und Heiliger Geist.
Amen.

ORGEL

LIEBE GEMEINDE!

Sollte jemand nicht direkt im Blick haben, was heute für ein besonderer Tag ist – mit diesem gerade gesungenen Lied ist alles klar: wir feiern das Erntedankfest. In ländlichen Gemeinden ist dieses Fest immer noch eine Selbstverständlichkeit. Ist ja auch leicht nachvollziehbar: natürlich sind die Menschen dort mit Wachsen und Gedeihen vertraut. Sie schauen einfach aus dem Fenster und sehen dann viel leichter als ein Stadtbewohner ein Feld oder eine Wiese, von einem Landwirt regelmäßig gepflegt. Ich selber habe das große Glück, aus meinem Küchenfenster auf ein Waldstück am Horizont schauen zu dürfen, davor ein großes Feld.

Da kann ich ihn dann beobachten, den Landwirt bei seiner Arbeit: Diese beginnt nach der Winterruhe, wo hoffentlich genügend Schnee und Frost geherrscht haben, damit die Felder feucht und locker sind. Dann kommt der Bauer, muss vielleicht den Boden noch mal auflockern und kann mit seiner Maschine den Samen der Frucht verteilen, die er heuer hier anbauen will. Er muss sich anschließend viel kümmern, damit alles gut wachsen kann. Ich sehe ihn immer wieder am Feldrand stehen. Besonders am Sonntagnachmittag. Er hofft, dass eine gute Mischung aus Sonne und Regen dazu hilft, dass die jungen Pflanzen gedeihen, wenn sie aufgegangen sind. Und in der zweiten Sommerhälfte kann er dann ernten. Ich kann dann zuschauen, wenn mit großen Maschinen Stroh und Getreide, Mais oder Kartoffeln vom Feld geerntet werden. Auf dem Bauernhof werden sie danach weiterverarbeitet. Spätestens jetzt ist es Zeit, um dankbar auf das Jahr zurückzuschauen – bevor nach dem Umpflügen der Felder wieder Winterruhe herrscht.

Dankbar für was eigentlich?

Matthias Claudius, der Lieddichter, zählt es für uns auf: Tau und Regen, Sonne und Mondschein, Feld und Brot, Strohhalme und Sterne, Vögel und Meer, Büsche und Blätter, Korn und Obst, jegliches Wetter – und damit Nahrung für Mensch und Tier. Für all das fordert er uns freundlich und auch ein bisschen humorvoll auf, dankbar zu sein.

So weit, so gut. Aber: warum eigentlich „dankbar“ sein? Der Landwirt macht doch bloß seine Arbeit! Die Erde ist doch sowieso vorhanden. Die Sonne scheint auch jeden Tag mit größter Selbstverständlichkeit. Regen gibt es doch je nach Wetter meist mehr als genug. Und außerdem: Ich kann die ganzen Sachen doch prima im Supermarkt kaufen! – Warum dann eigentlich dankbar sein?

Einen entscheidenden Hinweis liefert uns wieder Claudius: „Wachstum und Gedeihen steht in des Himmels Hand“. Er will uns damit sagen: So selbstverständlich, wie vielen das vorkommt, ist das Ganze

gar nicht. Da muss schon noch ein anderer seine Hand im Spiel haben, damit Früchte reifen und wir etwas zum Kaufen und zum Essen haben: Gott selber. Der ist mit „Himmel“ gemeint.

Gott selber steckt dahinter, wenn wir von Wachstum und Gedeihen reden.

Für viele eine Vorstellung, die kaum nachzuvollziehen ist. Wie soll in all dem Selbstverständlichen von Gott die Rede sein? Das bekommen wir Menschen doch auch ohne ihn hin, oder?

Diese Frage treibt mich um. In all dem bin ich auf diese moderne Übertragung gestoßen (vorhin haben wir sie gehört), wo erzählt wird, wie Gott die Welt erschaffen hat. Mitten drin ist ein wunderbarer Satz verborgen, der mir sehr weitergeholfen hat.

Er verrät, wie das alles zusammenhängt, wie wir uns das alles genauer erklären können:

Gott besaß alle Geheimnisse über das Licht und über die vitale Kraft der Atome.

Ergänzend könnte man nun hier sagen: Er besaß nicht nur die Geheimnisse über das Licht – sondern über alles Leben. Nichts anderes ist gemeint mit der „vitalen Kraft der Atome“.

Der diese Zeilen geschrieben hat, will uns damit einen entscheidenden Hinweis liefern, wie wir Wachstum und Gedeihen mit Gott zusammenbringen: Gott selber ist es, der hier seinen Willen entscheidend im Spiel hat. Er ist es, der dafür sorgt, dass etwas sich überhaupt entwickeln kann. Er hat am Anfang der Zeiten dafür die entscheidenden Grundvoraussetzungen geschaffen – und wir Menschen leben seither davon!

Gott ist es, der das Geheimnis des Wachsens und Gedeihens kennt und das Spiel dieser Kräfte in Gang gesetzt hat. Er ist ganz nah dran, er steckt hinter all dem.

Damit ist in großer Selbstverständlichkeit erklärt, was vielen Menschen ein Rätsel ist – oder was sie nie im Leben mit Gott zusammenbringen: Gott ist der Urheber des Lebens. Gott ist derjenige, der dafür sorgt, dass dieser Prozess ein Weltleben lang anhält.

Im Neuen Testament haben die Menschen sich ein wenig leichter getan bei der Frage: wie nahe ist uns eigentlich Gott? Sie haben in diesem Jesus aus Nazareth Gott selber entdeckt. Dazu gibt es eine wunderschöne Beschreibung im Johannes-Evangelium:

Am Tag darauf stand Johannes wieder dort und zwei seiner Jünger standen bei ihm.

Als Jesus vorüberging, richtete Johannes seinen Blick auf ihn und sagte: Seht, das Lamm Gottes! Die beiden Jünger hörten, was er sagte, und folgten Jesus.

Jesus aber wandte sich um, und als er sah, dass sie ihm

*folgten, sagte er zu ihnen: Was sucht ihr? Sie sagten zu ihm: Rabbi – das heißt übersetzt: Meister –, wo wohnst du? Er sagte zu ihnen: Kommt und seht! Da kamen sie mit und sahen, wo er wohnte, und blieben jenen Tag bei ihm; es war um die zehnte Stunde.
Johannes 1,35–39*

Sie haben ganz selbstverständlich mit Gott mitten in ihrem Leben gerechnet und auch entsprechend auf diesen Jesus reagiert.

Und wir Heutigen? Wir, die wir neu buchstabieren müssen, dass Gott der Anfang und das Ende alles Lebens ist? Wie reagieren wir auf ihn?

Ein hilfreicher Satz ist auch hierzu wiederum in der Bibel zu lesen:

4 Denn alles, was Gott geschaffen hat, ist gut, und nichts ist verwerflich, was mit Danksagung empfangen wird; 5 denn es wird geheiligt durch das Wort Gottes und Gebet.

Diese Zeilen stehen im Neuen Testament, im ersten Brief an Timotheus. Der Briefschreiber muss mit diesen Zeilen auf ein Problem reagieren. Es gibt nämlich in seiner Gemeinde Leute, die fordern: Christen dürfen nicht einfach alles essen, was es so zu essen gibt! Sie sollen stattdessen ganz oft fasten. Also gar nichts essen, oder nur ganz wenig. Was genau sie nicht essen sollen, das wird gar nicht gesagt. Der Briefschreiber reagiert aber ganz grundsätzlich auf diese merkwürdigen Ansichten und schreibt diese Zeilen:

4 Denn alles, was Gott geschaffen hat, ist gut, und nichts ist verwerflich, was mit Danksagung empfangen wird; 5 denn es wird geheiligt durch das Wort Gottes und Gebet.

Seine Grundansicht lautet also: Gott hat alles geschaffen. Und, was Gott geschaffen hat, ist gut. Punkt. Wenn wir Christen sagen: Gott hat die Welt geschaffen – dann kennen wir auch den Schlusssatz im Schöpfungsbericht: Und Gott sah, dass es gut war. Nichts, was es zwischen Himmel und Erde gibt, ist schlecht. Jede Pflanze und jedes Tier gehört in die gute Ordnung Gottes. Alles Lebendige und Geschaffene hat seinen Platz im Kreislauf des Lebens – und den hat Gott selber gut gestartet. Von daher ist alles gut, was ist.

Wenn das nun mal so ist, dann dürfen wir Christen auch entsprechend leben: Wenn alles gut ist, was wir Menschen als Teil der Schöpfung von Gott bekommen, dann brauchen wir auch keine besonderen Regeln oder gar Zwänge. Wir Christen dürfen alles essen, was wir wollen und was essbar ist. Wir müssen uns keine Zwänge auferlegen, auf Fleisch zu verzichten oder auf Schalentiere und Geflügel.

Wenn einer es dennoch tut, dann macht er das aus eigenem Antrieb, freiwillig! Also in aller Freiheit. Eine religiöse Pflicht aber ist das nicht. Übrigens ein großer Unterschied zu jüdischen und muslimischen Traditionen, die sehr wohl bestimmte Speiseregeln kennen!

Erntedankfest ist also in eine große Freiheit hineingestellt: Ihr Menschen erkennt, dass alles von Gott geschaffen ist – und zwar in guter Weise. Und die einzige Reaktion, die Gott von Euch erwarten darf, ist, dass Ihr dafür dankbar seid. Denn Ihr wisst: Das alles, ja, das alles ist von Gott.

Dankbar sein heißt: Sich dankbar hin zu Gott wenden – in dem Wissen, dass er hinter all dem steckt: Tau und Regen, Sonne und Mondschein, Feld und Brot, Strohhalme und Sterne, Vögel und Meer, Büsche und Blätter, Korn und Obst, jegliches Wetter.

Diese Haltung können Menschen von denen lernen, die näher an den Kreisläufen der Natur Gottes leben. Das sind natürlich diejenigen, die auf dem Land wohnen. Aber auch in den Städten nimmt die Zahl derer zu, die selber erleben wollen, wie ein Salatkopf wächst oder eine Erdbeere reift. Neudeutsch heißt das „urban gardening“ – also gärtnern mitten in der Großstadt. Auch die bekommen ein Gefühl dafür, wie er so ist, dieser Gott, dieser Herr über die Geheimnisse der Atome. Hat am Anfang der Zeiten diese Prozesse in Gang gesetzt. Und dann einige Zeit später eine grandiose Zusage drangehängt:

Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.

Und dafür sollte man nicht dankbar sein?
Amen.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als all unsere menschliche Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Lasst uns mit dem gerade Gehörten im Herzen das vorhin gesungene Lied noch einmal singen:

«



DER AUTOR:

Gerhard Schleier
ist Landjugendpfarrer
der Evangelischen
Landjugend in Bayern,
Pappenheim.

FAMILIEN- GOTTESDIENST ZU ERNTEDANK

Anke Kreutz / Diethard Römheld

🗨️ **BEGRÜSSUNG UND VOTUM:**

Herzlich willkommen zu unserem Erntedankgottesdienst.

Wir danken für alles, was Gott uns geschenkt hat.

Wir danken heute für die Früchte der Erde und der menschlichen Arbeit.

Gott hat die Welt geschaffen und die Menschen beauftragt, diese Erde zu beackern.

Gott ist uns Bruder geworden und hat sich uns selber als Mensch geschenkt.

Gott stärkt uns mit Kraft, die uns füreinander und für die Schöpfung verantwortlich sein lässt.

🔊 **LIED:**

**Ich sing dir mein Lied,
Zwischen Himmel und Erde 1**

🗨️ **PSALM:**

104 (Basis-Bibel, Verse 1.

14-15. 23-24. 27. 33)

Lobe den HERRN, meine Seele!
HERR, mein Gott, wie groß bist du!
Für das Vieh lässt du saftiges Gras wachsen
und Getreide für den Ackerbau des Menschen.
So wird Brot aus der Erde hervorgebracht
und Wein, der das Menschenherz erfreut.
Nun macht sich der Mensch ans Werk
und tut seine Arbeit bis zum Abend.
Wie zahlreich sind deine Werke, HERR.
In Weisheit hast du sie alle gemacht.
Die Erde ist voll von deinen Gütern.
Mensch und Tier halten Ausschau nach dir.
Du gibst ihnen Nahrung zur richtigen Zeit.
Ich will den HERRN loben mein Leben lang!
Meinem Gott will ich singen, solange ich bin!



🔊 **LIED:**
Lobe den Herrn, meine Seele (nur Refrain, als Kanon), Lieder zwischen Himmel und Erde 141
Oder **Die Herrlichkeit des Herrn (Kanon), Lieder zwischen Himmel und Erde 150**

💬 **ZUM KYRIE:**
Jugendliche bringt einen Korb voll mit Lebensmitteln:
Wir haben Lebensmittel im Überfluss.
Bei uns werden Menschen krank, weil sie zu viel, zu fett und zu süß essen. In vielen Ländern der Erde aber hungern und verhungern die Menschen.
Herr, erbarme dich.

Kind bringt einen Krug mit Wasser:
Bei uns gibt es sauberes Trinkwasser. Wir gehen damit um, als sei es grenzenlos verfügbar. In vielen Ländern ist Wasser knapp und Menschen bekommen nur mühsam oder gar nicht genug davon zum Überleben.
Christus, erbarme dich.

Erwachsener bringt Arbeitsgerät für die Garten- oder Feldbearbeitung
Wir arbeiten viel. Freundschaften und Anerkennung kommen darüber oft zu kurz.
Wir stecken fest im Hamsterrad und vergessen Dank und Freude über all das Gute, das uns geschenkt und anvertraut ist.
Herr, erbarme dich.

💬 **ZUM GLORIA:**
Gott, du hast versprochen:
Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.
Wir freuen uns und singen:

🔊 **LIED:**
Guter Gott, dankeschön (EG 618, 1-3), ggf. den Refrain mit Bewegungen in den Kirchenbänken/Stuhlreihen:
Fröhlich gehe ich,
zwei Schritte seitwärts (rechts-ran-rechts-ran)
denn der Herr segnet mich!
die Hände „segnend“ über den Kopf halten
Fröhlich gehe ich,
zwei Schritte seitwärts (links-ran-links-ran)
er begleitet mich.
alle fassen sich an den Händen und wiegen dabei.

💬 **PREDIGT**
zu 1. Timotheus 4,4-5

🔊 **LIED:**
Herr, die Erde ist gesegnet, EG 512, 1-3 + 6 dabei einsammeln der Kollekte

💬 **ABENDMAHL**
Wonach hungern wir?
Nach Brot, nach Anerkennung, nach einem freundlichen Lächeln.
Wonach dürsten wir?
Nach Wasser, nach ausgelassener Freude, nach Gemeinschaft.
Wir sind eingeladen,
unseren Hunger und unseren Durst zu stillen, denn Gott hält für uns
das Brot des Lebens und den Wein des Festes bereit,
wenn wir miteinander teilen, was Jesus Christus uns im Mahl schenkt: sich selber.

💬 **EINSETZUNGSWORTE**

💬 **VATER UNSER**

💬 **AUSTEILUNG**

💬 **ALS DANKGEBET:**
Kanon: EG 336, Danket, danket dem Herrn oder EG 508, Wir pflügen und wir streuen (nur den Refrain: Alle gute Gabe)

💬 **DANK UND FÜRBITTEN**
Erwachsene: Du Gott, hast die Erde geschaffen, uns alles geschenkt, was wir zum Leben brauchen und unsere Arbeit mit reicher Ernte gesegnet. Dafür danken wir dir heute. Bewahre uns vor Natur- und Umweltkatastrophen, damit auch in Zukunft die Ernte unserer Felder für Mensch und Tier zum Segen werde.
Eltern: Wir und unsere Kinder können im Wohlstand leben, dafür danken wir dir heute. Lass uns Eltern weitergeben, dass Liebe, Verständnis und Fürsorge wichtiger sind als „mehr zu haben“.
Jugendlicher: Wir leben mit Menschen aus vielen Kulturen zusammen. Dafür danken wir dir heute. Hilf uns, einander zu verstehen und gemeinsame Zukunftsideen zu entwickeln.
Kind: Wir haben die Möglichkeit vieles zu lernen, dafür danken wir dir heute. Wir bitten dich, dass alle Kinder in Frieden und ohne Gewalt leben und lernen dürfen. Amen

🔊 **LIED:**
Gott, dein guter Segen, Lieder zwischen Himmel und Erde, Nr. 364, 1-5

💬 **SEGEN**

🔊 **NACHSPIEL**

VERBOT ODER FREIHEIT?

Neulich im Supermarkt, im Gang mit dem Süßkram: Ich habe meinen Einkaufszettel nach Regalen sortiert. Ein Griff links, ein Griff rechts, und dann ab durch die Mitte. In den Einkaufswagen kommt nur, was auf dem Zettel steht, Preise hab ich im Kopf. Menschen, die da so rumstehen und noch nicht wissen, was sie nehmen sollen, stören nur.

Heute steht da eine Familie: Vater, Mutter, zwei Kinder. Sie starren auf eine Maxi-Tüte Gummibärchen, das Super-Spar-Angebot der Woche. Der Blick der Kinder sehnsuchtsvoll, die Gesichter der Eltern hilflos. Leise verhandeln sie miteinander. Ich glaube, das ist Arabisch, mit der Zeit kriegt man ein Ohr dafür. Und dann schickt der Vater den kleinen Jungen zu mir rüber: „Vater fragt: das *halal*?“ Ich sehe Hoffnung in den Kinderaugen, als er mir die Gummibärchen vor die Nase hält. Und weil der tägliche Umgang mit unseren neuen Mitbürgern auch bei mir Lernprozesse ausgelöst hat, gebe ich mit selbstsicherer Stimme Auskunft: „Nein, das ist *haram*!“ Und dann bemühe ich mich, einen aufmunternden Blick aufzusetzen: „Tut mir leid, Kleiner!“ Ich hätte ihm auch erklären können, dass Gummibärchen aus Schweine-Gelatine gemacht werden. Und Schweinefleisch ist nun mal für Moslems verboten, *haram*. Aber so ausführlich wollte ich mich seinem Dilemma gar nicht aussetzen. Ich gestehe es: einen winzigen Augenblick habe ich darüber nachgedacht, mir selbst demonstrativ eine Maxitüte Gummibärchen in den Wagen zu legen. Die

stehen zwar nicht auf meinem Einkaufszettel, heben aber wunderbar mein Gefühl von Freiheit: Für mich sind Gummibärchen *halal*, zu deutsch: „erlaubt“. Ich kenne keine Speiseverbote, mir als Christ sind alle Speisen erlaubt! Denn es heißt in der Bibel:

*Alles, was Gott geschaffen hat,
ist gut.
Und nichts ist verwerflich.*

FREIHEIT ODER VERANTWORTUNG?

Vielleicht habe ich ein wenig zu sehnsuchtsvoll auf die Tüte gestarrt. Denn plötzlich ist da in meinem Kopf die Stimme meiner Mutter: „Kind, iss nicht so viel Gummibärchen, die sind schlecht für die Zähne. Und außerdem machen die dick!“ Mein Blick wandert von der Tüte zum restlichen Inhalt meines Einkaufswagens. Und mir fallen noch mehr warnende Stimmen ein: Neulich habe ich es wieder gelesen, im seriösen Qualitätsblatt Deutsche Apotheken-Umschau: Zuviel Fleisch ist ungesund, Massentierhaltung obendrein klimaschädlich. Iss mehr Gemüse! Und wenn schon Schokolade, dann wenigstens Transfair-Schokolade, da kriegen die Bauern mehr als nur einen Hungerlohn, sagt meine Frau. Und „bio“ wäre sowieso besser, für dich und deine Umwelt! Es mag schon sein, dass alles erlaubt ist, *halal* hätte der kleine Bursche im Supermarkt gesagt. Aber da gibt es ein „besser, gesünder, gerechter, umweltbewusster“. Heute sind Achtsamkeit,



verantwortliches Verhalten und Selbstoptimierung angesagt, nicht nur im Supermarkt: Beim Gang zum Auto streift unser Blick schuldbewusst das Fahrrad, und vor dem wöchentlichen „Tatort“ erwägen wir ganz kurz, ob das Fitness-Studio nicht auch ein abendfühlendes Programm wäre. Schließlich geht es um eine bessere Zukunft.

ES IST UMGEKEHRT

Alles, was Gott geschaffen hat, ist gut – das klang in meinen Ohren so wunderbar antiautoritär: Verboten verboten! Keiner macht mir hier Vorschriften!

*Alles, was Gott geschaffen hat,
ist gut.*

Und nichts ist verwerflich.

Es wird geheiligt durch Gottes Wort.

Da steht es doch schwarz auf weiß: Gott will, dass wir das Leben genießen! Der Genuß, der Konsum, die Lust am eigenen Körper, all das ist gottgewollt! Endlich sagt da einer mal, dass Glauben in die Fülle des Lebens führt, statt immer nur Verzicht und schlechtes Gewissen zu predigen. Endlich kann ich tun, was ich will!

Ein Lob der Freiheit, das sollte meine Predigt werden. Dachte ich zumindest, als ich anfing. Und dann ging mir auf, dass es gute Gründe gibt, Gründe jenseits der Bibel, die unserem Handeln Grenzen setzen, wenn wir überleben wollen. Verantwortlich leben heißt, eigenes Verhalten in Frage zu stellen. Soll Gottes gute Schöpfung, soll unsere Umwelt lebenswert bleiben, müssen wir uns der eigenen Verantwortung stellen. Dann ist gerade nicht alles möglich, dann finden wir Seiten auch an uns, die eingedämmt gehören, damit Gottes Schöpfung gut bleibt!

Es ist vielleicht umgekehrt: Gerade weil Gottes Schöpfung gut und nichts in ihr verwerflich ist, muss ich Verantwortung dafür übernehmen, dass dies so bleibt. Ich kann eben nicht alles tun, was ich will, weil alles egal wäre! Die „me too“-Debatte, der sogenannte Raubtier-Kapitalismus und „America first“ sprechen da eine ganz andere Sprache, halten uns selbst einen Spiegel vor. Und damit uns Gottes gute Schöpfung nicht zwischen unseren Händen zerbricht, hat Er uns übrigens eine Gebrauchsanleitung an die Hand gegeben, eine Anleitung, die ich fast überlesen hätte, als ich meine Predigt begann:

*Alles, was Gott geschaffen hat,
ist gut.*

Und nichts ist verwerflich,

was mit Danksagung empfangen wird.

*Es wird geheiligt durch Gottes Wort
und durch das Gebet!*

GOTTES ANLEITUNG

Unsere Welt wird durch Gottes Wort gut, sagt der Bibeltext. Gott legt mit seinem Schöpfungswort einen Auftrag in diese Welt. Gott gibt ihr ein Ziel. Er pflanzt in unser Leben, was dort wachsen und sich entwickeln soll. „Alles ist gut, nichts ist verwerflich“ ist so etwas wie eine Landkarte für unsere Lebensreise und kein Freibrief für unseren Egoismus. „Was mit Danksagung empfangen wird“, wird uns anvertraut, dass es unter unseren Händen erblühen kann. All das, was „gut“ und „nicht verwerflich“ ist, soll nicht etwa verbraucht und aufgezehrt, sondern gehegt und gehütet werden. Wer „danke“ sagt, lernt dabei einen anderen Umgang mit Gottes Schöpfung.

Und unser Bibeltext redet vom Gebet. Schaut man in den Urtext, handelt es sich um ein Fürbittgebet: Unser Gebet soll für die Schöpfung und die Menschen, die in ihr leben, bitten. Denn Gottes Welt ist nicht für mich privat, sondern für uns gemeinsam gut und schön. Ihre Schönheit erblüht erst dort, wo sie nicht mehr mein Privateigentum, sondern Garten für alle Menschen wird. Sie wird erst dort schön, wo wir uns das Leben auch der anderen Menschen zum Auftrag und zu unserer Verantwortung werden lassen.

Ich hätte dem kleinen Kerl im Supermarkt ja auch die pflanzlichen Gummibärchen zeigen können, die wären für ihn *halal* gewesen. Schade, dass ich es nicht getan habe!

Amen

“



DIE AUTOREN:

Anke Kreutz

arbeitet als Direktorin der Evangelischen Landjugendakademie in Altenkirchen.



Dr. Diethard Römheld

ist Pfarrer in der evangelischen Kirchengemeinde Rheinbach.



ERWARTUNGEN DES BAUERNVERBANDES AN DIE KIRCHE ZU ERNTEDANK

Gerald Dohme

Die Ernte ist eingefahren und für die kommende Ernte wird der Acker schon bestellt, zumindest ein Teil. Der Rest der Aussaat wird im nächsten Frühling erfolgen. Bis die nächste Ernte eingefahren werden kann, ist noch viel Arbeit zu erledigen und mit Weitblick zu planen, mehrjährig. Und doch – das Erntedankfest stellt in vielfältiger Art und Weise eine Zäsur dar: Innehalten, Prüfen – Gedanken über das eigene Schaffen und das Umfeld. Wo gibt es Verbesserungsbedarf in den Abläufen und Prozessen, und an welcher Stelle müssen Verfahren vielleicht grundsätzlich infrage gestellt werden? Welche Strategie verfolgen wir, den Betrieb auch weiterhin familiär fortsetzen zu können und welche Einschränkungen bin ich heute bereit zu leisten, für eine neu verstandene Nachhaltigkeit und somit zum Wohl der nach mir Folgenden? Hier kann, hier könnte Kirche helfen: Orientierung geben auch bei Fragen über einen richtigen, uns angemessenen Entwicklungspfad des Betriebes. Hier wird ein menschliches Umfeld gebraucht und nicht nur eine Effizienzberatung. Und es braucht Zeit.

Die Bauernfamilien sehen sich in den letzten Jahren vermehrt öffentlichem Druck ausgesetzt. Eine Vielzahl von Adressaten beansprucht für sich, besser zu wissen, wie Landwirtschaft zu funktionieren hat und wie Abläufe ausgestaltet sein sollen. Verantwortung für Familien, Zukunftsfähigkeit der Betriebe und ein damit verbundenes Einkommen erwirtschaften zu müssen, wird häufig als sekundär angesehen. Gründe dafür gibt

es viele, sehr wesentlich sind jedoch Unkenntnis und gewachsene Distanz. In schwierigen Zeiten wie diesen wirkt Kirche handelnd, vermittelnd und unterstützend auf die Gesellschaft ein und sollte sich sehr deutlich gegen eine Ausgrenzung der Landwirtschaft durch unqualifizierte Äußerungen und Forderungen stellen.

Auch der Rolle als einer der größten Landeigentümer ist dabei angemessen Rechnung zu tragen. Faire Pachtzinsen sichern den Fortbestand von Familienbetrieben. Deren Engagement im Gemeindeleben ist dazu oftmals eine wichtige Stütze einer intakten Gemeinde. So ist die gute fachliche Praxis konventionell und ökologisch wirtschaftender Betriebe „ideologiefrei“ anzuerkennen.

Die Landwirtschaft neu in der Mitte unserer Gesellschaft zu verankern, ist eine zentrale Herausforderung für Politik, Verbände und Organisationen, Kirchen und die Bauernfamilien selbst. Anzuerkennen ist, dass die Landwirtschaft einem steten Wandel unterliegt, Veränderungsbereitschaft systemimmanent ist, technische Neuerungen in der Nutztierhaltung und auf dem Acker Einzug halten und in einer zunehmend globalisierten Welt eine Ernährungsverantwortung für alle Menschen mitschwingt. “



DER AUTOR:

Gerald Dohme
ist stellvertretender
Generalsekretär des
Deutschen Bauernver-
bands (DBV).

ERNTEDANK UND EINE WELT

Andreas Roschlau

Erntedank bietet einen guten Ansatzpunkt, um die „Welten“ der Lebensmittelproduktion und des Konsums miteinander zu verbinden. Danken heißt, sich in Beziehung zu setzen und den Wert des anderen anzuerkennen.

Nur wem soll man danken? Natürlich gibt es die Landwirte in der Region, aber viele Lebensmittel kommen mittlerweile aus weit entfernten Ländern zu uns. Und so bietet es sich zu Erntedank an, den Blick zu weiten und jene Menschen in den Focus zu rücken, die oft unter sehr schweren Bedingungen dafür sorgen, dass wir gut und reichlich zu essen haben. Es ist wichtig zu bedenken, dass unser Reichtum auch mit der Ausbeutung von Mensch und Natur im globalen Süden verbunden ist.

Den Menschen hierzulande die Situation der Menschen im globalen Süden näher zu bringen, ist ein wesentliches Ziel der Eine-Welt-Arbeit. Mit dem grundlegenden methodischen Ansatz des Globalen Lernens wird auf kreative und anschauliche Art in der Globalisierung eine weitreichende Beziehung zwischen Menschen geschaffen, die zu gegenseitiger Wertschätzung führt. Dieser weite Blick auf das globale Ernährungssystem sollte an Erntedank nicht zu kurz kommen, wobei es nicht um ein Ausspielen von in der Landwirtschaft Tätigen bei uns und den Kleinbäuerinnen und Kleinbauern im Globalen Süden geht. Vielmehr können durch das gegenseitige Wahrnehmen vergleichbare Problemlagen erkannt und daraus eine förderliche

Solidarität oder gar alternative Verhaltensweisen entwickelt werden.

Danken bedeutet aber auch Handeln. Aus der gegenseitigen Beziehung erwächst eine gegenseitige Verantwortung, die wiederum erfordert, dass man etwas für diese Beziehung tut.

Danken im Sinne globaler Solidarität kann dann konkret bedeuten, dass man fair gehandelt Produkte kauft, z.B. Produkte mit dem Fairtrade-Siegel. Aber eben auch, dass man sich aktiv für eine gerechtere und nachhaltigere Weltwirtschaft engagiert, indem man Kampagnen und Aktionen initiiert und unterstützt, die die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Menschen im Globalen Süden verbessern.

Erntedank kann dafür ein guter Anstoß sein. Wir können auf vielfältige Weise, mit Information (Vorträge, Diskussionen, Stände, Filme) und Aktion (Workshops, Straßentheater, Flashmob) dazu beitragen, uns mit engagierten Menschen und Organisationen zu vernetzen.


Aus einer Haltung der Dankbarkeit heraus kann jede/r Einzelne und wir als kirchliche Gemeinschaft einen ethischen und praktischen Beitrag für faire und gerechte Ernährungssysteme in der EINEN WELT leisten. “



DER AUTOR:

Andreas Roschlau

ist Jugendbildungsreferent im Amt für Jugendarbeit der EKIR, Kompetenzzentrum Jugend in Koblenz.



*„Alles, was Gott geschaffen
hat, ist gut, und nichts
ist verwerflich, was mit
Danksagung empfangen wird;
denn es wird geheiligt durch das
Wort Gottes und Gebet.“*

1. TIMOTHEUS 4,4-5

Mit der Zeit habe ich zwei, drei ältere Damen die Kapelle betreten sehen, ich habe ein paar Gesichter zu den Kerzen. Eine junge Frau, vor kurzem zugezogen, erzählt mir, dass sie auch schon dort gewesen sei, weil sie sich freue, dass Gott noch in der Straße wohnt. Mit ihr hätte ich hier nicht gerechnet.

NOT, GROSCHEN UND VERANTWORTUNG

Und so gibt es wohl noch mehr Leute, deren Namen und Gesichter ich nicht kenne, die mir nicht zufällig begegnen oder mir von ihren Besuchen in der Kapelle erzählen. Das wird klar, als mich eines Tages in der Kapelle keine Kerze erwartet, sondern ein paar Cent, die in einer Schale liegen. Ich weiß mit dem Geld nichts anzufangen und lasse es liegen. Am nächsten Tag ist es mehr geworden, dann kommt noch ein Euro hinzu, dann noch einer. Es ist klar: Da ist jemand, der Gott etwas bringen will, aber keine Kerzen hat. Ob jemand in Not um etwas bitten möchte – keine Ahnung. Aber ich verstehe das Anliegen, streiche das Geld ein, lege einen Zettel dort hin, auf dem steht, dass ich von dem Geld Kerzen kaufen und aufstellen werde.

Gott selbst hat auch einen Notgroschen. Die beiden Kartons mit Kerzen sind leer, ich brauche neue. Ich rufe die Telefonnummer an, die Frau Löhrl mir gegeben hat. Ein paar Tage später steht ein freundlicher Mann vor meiner Tür und bringt mir zwei weitere Kartons. Wir unterhalten uns ein wenig, über Frau Löhrl, der es wohl nicht gut geht, und unser Kapellchen. Das hat nämlich ein eigenes Sparbuch – Gott hat was auf der hohen Kante. Als sich hier in dieser Straße noch mehr Menschen persönlich kannten, hatte man zusammengelegt, für den Unterhalt von Gottes Haus in unserer Straße. Von diesem Sparbuch werden bis heute die Kerzen bezahlt.

Nicht aus dem Sparbuch bezahlt werden allerdings die drei Handwerker, die ich eines Samstags auf dem Dach der Kapelle erblicke. Ich kenne die drei und weiß, dass alle drei mit Kirche und Gott nichts am Hut haben. Trotzdem sind sie jetzt da oben und reparieren das Dach. „Irgendeiner muss es ja tun“, spotten sie, und man hört im Unterton raus: „Die Gläubigen machen es ja nicht.“ Ich bringe den Dreien Kaffee. Und freue mich, dass offensichtlich auch ihnen Gott in der Nachbarschaft nicht so egal ist, wie sie es in ihrer freundlich-rauen Art äußern. Denn sonst fühlen sie sich nicht verantwortlich für das Dach Gottes.

Zwei Jahre dauert das nun an. „Du bist der Küster vom Kapellchen“, frotzeln Bekannte. Aber irgendwie so fühlt es sich tatsächlich an, und neulich noch meinte mein fünfjähriger Sohn, er wolle dort mal mit mir sauber machen. Ihm ist das alles schon gut vertraut.

Frau Löhrl ist vor ein paar Tagen verstorben. Ich kaufe eine Kerze und zünde sie an. In ihrem Kapellchen, das so viel mehr Menschen etwas bedeutet, als man es ahnen würde – zwischen all den Autos in dieser viel befahrenen Straße. Und wegen des vielen Verkehrs hat sich gerade eine Bürgerinitiative gegründet. «



DER AUTOR:

Carsten Liersch ist Grafiker (u.a. für KiIR) und gebürtiger Mendinger. Nach 15 Jahren in der Fremde kehrte er 2009 in sein Heimatstädtchen zurück, lebt in ökumenischer Ehe und ist in der evangelischen Gemeinde aktiv.



Verwalten das Erbe der Kapellchen-Nachbarschaft: Die Eheleute Geilen aus Mending



Die Kapellchen-Nachbarschaft

In vergangenen Jahrzehnten war es üblich, dass in dem Kapellchen die Verstorbenen aus der Nachbarschaft aufgebahrt wurden. Ebenso wurde hier das Totengebet gehalten. Zum letzten Mal bei einem Verstorbenen im Jahre 2004. Die alte Nachbarschaft war es auch, die das Sparbuch für die Kapelle angelegt hat. 25 Pfennige steuerte jeder monatlich bei – schriftlich belegt ist dies bis zurück in die 50er Jahre, der Brauch ist vermutlich älter. Die Aufzeichnungen wie auch der Brauch enden in den späten 70er Jahren. Ferner gab es in einem Blumenladen nebenan noch eine Bar-Kasse für Kerzen und Blumenschmuck. Aus dem Guthaben des Sparbuches wurde im Jahre 2013 die 5000 Euro teure Restaurierung der Pietà finanziert. Ehemalige Anwohner haben das Vorhaben außerdem mit Spenden unterstützt, so dass die Figur an Fronleichnam 2014 erstmals wieder im alten, neuen Glanz präsentiert werden konnte.

ZUKUNFT FÜR DIE VOLKSKIRCHE

Irmgard Schwaetzer

In der Bibel ist keine Rede davon, dass wir uns als Kirchen in der Einschätzung unserer Relevanz an der Zahl der eingeschriebenen Mitglieder messen sollen. Für uns gilt die VI. These der Barmer Theologischen Erklärung von 1934, die unseren Auftrag so beschreibt: „die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten an alles Volk“. Die Prognose, dass bald eine Minderheit der Bevölkerung einer christlichen Kirche angehören wird, stellt uns dennoch vor eine schwierige Aufgabe als Volkskirche in dieser Zeit. Welche Schlüsse ziehen wir daraus für unsere Arbeit?

Für die Aufgaben der Christen in der Welt hat die Bibel vielfältige Bilder, z.B. im 1. Petrusbrief: „Dient einander, ein jeder mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes“ (1. Petr. 4,10). Darin sind mir zwei Gedanken wichtig: die Vielfalt der Gaben, die für die Volkskirche der Zukunft noch wichtiger werden. Und der Begriff der Haushalter, denn darin steckt nicht die Knauserigkeit der Geizigen, sondern die Behutsamkeit, aber auch die Treffsicherheit im Einsatz der unterschiedlichen Gaben als verantwortliche Menschen.

Das Reformationsjubiläum hat uns in vielen Veranstaltungen und Gottesdiensten in vielen Städten und ländlichen Gemeinden mit Menschen ins Gespräch gebracht, die sich für unsere Botschaft interessieren, die Erwartungen an uns haben. Welch eine Chance! Es wurde deutlich: Wir sind Teil der säkularen Gesellschaft. Das heißt, dass wir uns als Christinnen und Christen nicht als Gegenüber einer irgendwie sich von uns unterscheidenden Gesellschaft verstehen sollten, sondern selbst immer auch Teil dieser Gesellschaft sind. Auf diesem Hintergrund hat die Synode der EKD im November des ver-

gangenen Jahres Erfahrungen aus dem Reformationsjubiläum ausgewertet und für eine „Zukunft auf gutem Grund“ – so das Motto dieses Prozesses – vier wichtige Arbeitsfelder definiert:

ZUHÖREN, BEVOR WIR PREDIGEN:

Vielen Menschen ist das, was wir als Kirchen tun, fremd. Sie gehen vorbei, statt reinzukommen. Welche Fragen bewegen sie? Bevor wir uns Gedanken machen, was uns wichtig ist, müssen wir ihnen zuhören, uns auf die ihre Sicht, die Sicht gleichgültiger oder skeptischer, aber neugieriger Menschen einlassen, etwas Neues auch in unserer geistlichen Gemeinschaft ausprobieren.

HINGEHEN, STATT ZU UNS EINZULADEN:

Dazu müssen wir uns auf den Weg zu den Menschen machen, also rausgehen aus unseren Mauern, aus der Komfortzone. Es gilt, offen zu sein für neue Begegnungen, andere Orte, Milieus und Themen, die vielen von denen, die in der Kirche arbeiten, bisher fremd sind.

SPRACHE ÜBERPRÜFEN:

Oft verwenden wir eine Sprache, die Menschen nicht verstehen, und die sie schon gar nicht berührt. Dabei lässt sich die Botschaft von der Gnade Gottes auch einfach in die Welt von heute sagen – als Entlastung vom Leistungsdruck und die immer wiederkehrenden Chancen eines neuen Anfangs.

GEMEINDE NEU DENKEN:

Menschen empfinden sich als Christinnen und Christen, sagen aber, dass sie bei ihrem Glauben auf die Kirchen, die sie vielfach als „closed shop“ empfinden, verzichten können. Das gilt sogar für viele, die getauft und vielleicht noch Mitglied der Kirche sind. Andere beteiligen sich an der Gestaltung von Veranstaltungen, ohne Gemeindeglied zu sein. Sie möchten dazugehören.

Sie alle sind „Gemeinde der Zukunft“ – Volkskirche eben. Und diese Kirche ist auf die Beteiligung der Neugierigen und Interessierten angewiesen. Aber eben nicht so, dass wir für die alltäglichen Dienste, für die üblichen Kreise und Gruppen „Ehrenamtliche“ suchen, die wir vielfach nicht mehr finden. Freiwillige, die mit ihren neuen Ideen und manchmal ungewöhnlichen Projekten Neugier bei Menschen wecken, denen bisher die Kirche fern und uninteressant war, sind eine große Bereicherung. Ihre Beteiligung ist Voraussetzung für die Wirksamkeit der Gemeinde im Ort. Wir müssen uns ändern, um mit den Menschen dieser Gemeinde Zukunft zu gestalten. So wohnt Gott auch in Zukunft in der Nachbarschaft. «



DIE AUTORIN:

Dr. Irmgard Schwaetzer ist Präses der Synode der EKD und Bundesministerin a.D.





AUF DEM LANDE IN DIE KIRCHE FINDEN

Martin Haasler

Ich lebe auf dem Land, in einem kleinen, kaum mehr als 180 Leute zählenden holsteinischen Dorf. Bei uns gibt es eine Freiwillige Feuerwehr direkt am Bürgerhaus. Es gibt einen Landmaschinenhersteller – die Post jedoch, eine Schule oder eine Arztpraxis sucht man bei uns vergebens. Der Sportverein ist im Nachbardorf. Es gibt keinen Gasthof, nicht einmal eine Kneipe. Hier ist kein Laden, kein Bäcker. Die letzte Einkaufsmöglichkeit war ein Kaugummiautomat in der Dorfmitte; zu Jahresbeginn wurde er abmontiert. Hier wegzukommen, ist gar nicht so einfach. Und das nicht nur, weil der nächste Bahnhof zehn Kilometer entfernt ist und nur der Schulbus im Dorf Halt macht. Der Hauptgrund fürs

bleiben und Nicht-mehr-weg-Wollen ist, dass es sich hier gut leben lässt. Die Wohnhäuser sind vergleichsweise günstig, die Mieten noch moderat und die Grundstücke groß. Wer einen fahrbaren Untersatz besitzt, kann innerhalb von Minuten Schulen, Krankenhäuser, Kinos, Geschäfte, Kunstgalerien, Tierparks, Kindergärten, Ärzte, Theater, die Post, Museen, den Meeresstrand, Restaurants, Bibliotheken, Auto- und andere -werkstätten sowie alles andere erreichen, was das Leben gut und schön machen kann. Sogar die Kirche. Eigentlich sogar gleich mehrere. Die meisten davon, im Umkreis von zehn Kilometern um mein Dorf herum, sind evangelisch-lutherisch, aber auch katholische und freikirchliche Gotteshäuser laden ganz in der Nähe zu Andacht und Gebet ein.

Aber den Weg zur Kirche zu finden, ist auf dem Lande dennoch nicht einfach. Klar, alle kennen natürlich ihre Kirche im Dorf – selbst diejenigen, die nicht in einem Kirchdorf leben. Aber den Weg dorthin einschlagen? Sich zum Gottesdienst aufmachen oder den Gemeindegemeinschaft nachmittags besuchen, in der Pfadfindergruppe dabei sein oder zum Gesprächskreis gehen, im Kirchenchor mitsingen oder ehrenamtlich in der Kirchengemeinde mitarbeiten? – All dies sind keine Selbstverständlichkeiten. Wege, die zur Kirche führen, verlaufen auch immer an ihr vorbei und sogar von ihr weg. Häufig kann ich auf dem Weg zum Gottesdienst die „Konfi-Kehre“ beobachten: Eltern bringen ihre Kinder, die als Konfirmandinnen und Konfirmanden den Gottesdienst besuchen, mit dem Auto zur Kirche, lassen die Kinder aussteigen, fahren davon und kehren eine gute dreiviertel Stunde später zurück, um ihre Sprösslinge wieder nach Hause zu fahren. Auf die Idee, die Konfirmandenzeit ihrer Kinder zum Anlass für eigene Gottesdienstbesu-

che zu nehmen, kommen, vorsichtig gesagt, nicht alle Eltern. Auf dem Land ist es für Alt und Jung gleichermaßen schwierig, den Weg in die Kirche zu finden. Es ist für die meisten ein Angang, sich überhaupt auf den Weg zu machen. Egal wohin. Aber andere Ziele wie Schule und Lebensmittelgeschäft und Arbeitsstelle sind ein Muss – der Besuch der Kirche ist bestenfalls eine Option.

Ich beobachte, dass, wer in der Kirche jemanden kennt und etwa in der Gottesdienstgemeinde nicht vereinzelt und allein bleibt, immer wieder „in der Kirche“ anzutreffen ist. Nicht nur am Sonntag. Der traditionelle verpflichtende Kirchgang für alle ist Geschichte. Heute liegt dem Weg in die Kirche eine Entscheidung zugrunde, für die es gute Gründe bedarf. Persönliche Beziehungen zu anderen Gemeindegliedern oder zur Pastorin oder zum Pastor, die Erfahrung der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Anwesenden gehören zu diesen guten Gründen. Die Erfahrung, dass ich mit dem, was mich ausmacht, bewegt, freut und beschwert, nicht allein vor Gott stehe, sondern zu einer Gemeinschaft von Menschen gehöre, die mit mir gemeinsam unterwegs sind auf dem Weg des Lebens und des Glaubens – diese Erfahrung lässt die Kirche im Dorf Teil dessen werden, was mein Zuhause ausmacht. Kirche als Ort, an dem ich bestens aufgehoben bin. In der Gemeinschaft mit anderen, in meiner, in unserer Suche nach Gott und seinen Spuren in meinem, in unserem Leben. Auch die Kirche auf dem Lande ist gebaut aus lebendigen Steinen. Nur als solche, als jede und jeden persönlich einladende und mit in das Geschehen einbeziehende Glaubensgemeinschaft, kann die Kirche im Dorf für nach Gott Suchende und auf Jesus Christus Hoffende und Vertrauende ein anziehendes Ziel sein und werden, an dem kein Weg vorbeiführt. “



DER AUTOR:

Martin Haasler ist Pastor im Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Referat für Ökumenische Partnerschaften und Referat für Papua-Neuguinea und Pazifik.





LANDTRÄUME

WIE KIRCHLICHE JUGENDARBEIT AUF DEM LAND WIEDER AN BEDEUTUNG GEWINNT

Tobias Faix

Der urbane Lebensraum ist hipp, keine Frage. Und doch ziehen sich zunehmend von Burn-out geplagte Städter und Städterinnen aufs Land zurück. Die früher als strukturschwach gemiedenen Gegenden werden plötzlich zu attraktiven Naherholungsgebieten, in denen Themen wie ‚Entschleunigung‘ und ‚Zurück zur Natur‘ den Takt des Lebens vor allem für Familien neu bestimmen. Förster Peter Wohlleben beschreibt mit seinen Büchern die Sehnsuchtsräume der digitalen Gesellschaft. Der Wald sei der utopische Ort unserer Zeit. Auch die Kirche träumt wieder von einer Kirche in jedem Dorf und die Titulierung „Landpfarrer“ gewinnt zunehmend an Renommee. Aber ist ein Zurück nach vorn möglich?

ZWISCHEN KIRCHLICHEM RÜCKZUG UND HOFFUNGSVOLLEM AUFBRUCH

Unter dem kirchenstrategischen Thema „Rückzug aus der Fläche“ wurde der Strukturrückbau eingeleitet und damit auch ein Prozess der kirchlichen Abkopplung von den ländlichen Räumen. Klar ist, der finanzielle Druck ist groß und so wird zwar um jede Kirche und jedes Gemeindehaus gekämpft, aber der Kampf geht oftmals verloren. Lange – vielleicht zu lange – wurde über diese Herausforderung lamentiert und die Chancen von Kirche auf dem Land nicht gesehen. Aber das ändert sich zunehmend und die Bot-

schaft ist klar: Kirche auf dem Land möchte raus aus der Defizitorientierung. Dies ist ein hartes Stück Arbeit. Die Kirche muss wieder neu lernen, dass sie Partnerin des Strukturwandels auf dem Land sein kann. Denn die Chancen liegen auf der Hand: man kennt sich auf dem Dorf und die persönliche Nähe ist eine Chance, die kirchlichen Stärken wie Gemeinschaft und Erreichbarkeit neu einzubringen. Und wie erreicht sie die Jugend? Die wächst sozusagen ‚hybrid‘ auf, in den analogen ländlichen Strukturen und natürlich via Smartphone global vernetzt.

JUGEND AUF DEM LAND: NATÜRLICH ONLINE

99 Prozent der Jugendlichen sind online (Shell 2016) und die Frage nach ihrer Identität wird immer dann besonders relevant, wenn bisherige Gewohnheiten und alte Ordnungen sich bis in die eigene Umgebung hinein verändern. Die eigene Identität wird auch auf dem Dorf immer mehr zu einem ästhetischen Programm, denn das eigene ‚Ich‘ spiegelt sich zunehmend in den Produkten, die man kauft, wider, um die innere Sehnsucht nach Sinn und Leben zu stillen. Das, was ich bin und wie ich es zeige, verschmilzt dabei zunehmend zu einer eigenen Einheit. Das Selfie bei Facebook, das gepostete Essen bei Instagram und der aktuelle Status meines Seins bei Twitter. Kurz und prägnant wird ein Teil meiner Identität allen zugänglich und die öffentliche Wahrnehmung prägt somit einen Teil meiner Identität. Und es geht weiter: Jugendliche findet man nicht mehr bei Facebook, sie nutzen eher Snapchat: ‚Folge meiner Story‘, ‚sei Teil meines Lebens‘. Leben als Moment. Morgen ist wieder alles vorbei. Heute zählt. Denn nach 24 Stunden ist alles wieder gelöscht. Da unterscheiden sich Jugendliche auf dem Dorf nicht von denen in der Stadt (Shell 2016). Ganz anders sieht es aus, wenn wir auf die kirchliche Jugendarbeit schauen, denn die analoge Reichweite auf dem Land ist im Gegensatz zur digitalen immer noch erstaunlich eingegrenzt auf das engere Wohn- und Schul- oder Arbeitsumfeld, was der kirchlichen Jugendarbeit wiederum nützt.

JUGENDARBEIT AUF DEM LAND – ERSTAUNLICH STABIL

Klar ist auch, dass dörfliche Strukturen vor allem in der Jugendarbeit zu kämpfen haben, da spätestens nach dem Abitur die meisten Jugendlichen zum Studieren in die Stadt wechseln und schon vorher die Schule oft nicht mehr im Dorf, sondern in der nächsten Kleinstadt liegt. Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass die Arbeit sich vor allem auf Kinder und dann auf die 13/14- bis 17/18-jährigen Jugendlichen konzentriert, da man einen Abbruch nach der Konfirmation unbedingt vermeiden will. Aus der Not wird dabei oftmals eine Tugend gemacht, und es ist erstaunlich, wie stabil sich eine klassische Jugendarbeit an vielen Orten hält. Schauen wir auf die evangelische Jugendarbeit, so erfreuen sich bundesweit 12.017 traditionelle Jugendgruppen mit 120.994 Teilnehmenden einer großen Beliebtheit. Die 8.048 Jugend- und Posaunenchor werden von fast hunderttausend Jugendlichen regelmäßig besucht und verorten sich vor allem in ländlichen Gebieten. Diese kirchlich oft hochverbundenen Jugendlichen sind eher in klassischer und missionarischer Jugendarbeit anzutreffen, bspw. in Jugendkreisen traditioneller Prägung und selbstorganisierter Jugendgottesdiensten. Die Stärken liegen neben der hohen Verbundenheit auch in dem überdurchschnittlichen ehrenamtlichen Engagement, zum Beispiel in der Arbeit mit Kindern.

WIE JUGENDLICHE IN LÄNDLICHEN RÄUMEN IHREN GLAUBEN LEBEN

Schauen wir darauf, was für ihren Glauben wichtig ist, dann stellen wir fest, dass die Landjugendlichen im Vergleich zu den Städtern öfter beten, sich besser in der Bibel auskennen und weniger in den klassischen Sonntagmorgengottesdienst gehen. Wenn man sie fragt, was ihren Glauben am meisten stärkt, dann antworten sie: „Christliche Freizeiten“. Bevorzugt werden dabei kreative und musikalische Angebote, an denen sich die Jugendlichen selbst beteiligen und sie mitgestalten können, wie Fred (16 Jahre) anmerkt: „Wir haben eine eigene Fußballgruppe und machen auch verrückte Sachen, wie vom Kirchturm Abseil-Aktionen bis hin zu einem eigenen Jugendgottesdienst“. Auffällig in ländlicher Jugendarbeit ist die gute Mischung zwischen glaubensgeprägten Angeboten und Freizeitangeboten. Während in der Stadt viele Jugendliche in mehrere Gottesdienste bzw. christliche Veranstaltungen (auch wegen der differenzierten Angebote wie Jugendkirchen und Lobpreisgottesdiensten) gehen, bleiben die Jugendlichen

im Dorf (auch aus Mangel an Alternativen) ihrem Jugendkreis treu. Statt einem großen Event gibt es eher fünf kleine in regionalen Gemeinschaften und stabile Jugendgottesdienste, die dafür fest in die lokale Struktur eingewebt sind. Diese Netzwerke sind den Jugendlichen sehr wichtig, wie zum Beispiel Janina (17 Jahre) erzählt: „Wir machen beim Jugendgottesdienstteam zum Beispiel nicht immer nur Jugendgottesdienstvorbereitung, sondern die Hälfte der Zeit quatschen wir über andere Dinge als über das, worüber wir reden sollten oder eigentlich auch wollen. Dann machen wir auch gemeinsam Ausflüge oder dass wir uns vor dem Aufbau vom Jugendgottesdienst früher treffen und dann noch zusammen Mittagessen oder zusammen Abendessen – das gehört bei uns dazu“ (empirica Jugendstudie 2018).

JUGENDARBEIT AUF DEM LAND AM BEISPIEL DER ‚JUNGEN GEMEINDE‘

Wie eine erfolgreiche Jugendarbeit mit klassischen Formaten aussehen kann, zeigt die Evangelische Jugend in Sachsen, die dort auf ein sehr traditionelles Format zurückgreift; die Junge Gemeinde, eine kirchenge-meindliche Arbeitsform für junge Menschen mit der Kernzielgruppe 14 bis 18 Jahre mit mehr als 600 wöchentlichen Gruppen und fast 2.000 ehrenamtlichen Mitarbeitenden. Wie kommt das? Auf den ersten Blick scheinen hier eher veraltete Strukturen zu herrschen, die aber auf den zweiten Blick den Jugendlichen eine hohe Möglichkeit an Partizipation ermöglichen und das Konzept von Jugendarbeit mit Jugendlichen und durch Jugendliche konsequent umsetzt. Fragt man einen Kenner der sächsischen Jugendarbeit wie Tobias Petzoldt von der Evangelischen Hochschule Moritzburg, dann erklärt er, dass dies an der kontinuierlichen Gruppenarbeit liege, die den Jugendlichen eine feste Verortung und Beheimatung mit Gleichgesinnten in einer globalen und digitalen Welt ermöglicht. Sicherheit in unsicheren Zeiten und ein großer Gestaltungsrahmen seien hier in dörflichen und strukturschwachen Gebieten ein Erfolgsgarant.

JUGENDARBEIT AUF DEM LAND – EIN ERSTES FAZIT

Kirchliche Jugendarbeit auf dem Dorf ist besser als ihr Image. Wenngleich die Arbeit unter dem strukturellen und finanziellen Druck leidet, entdecken viele Mitarbeitende in der Jugendarbeit die Chance, eine digitale Generation Jugendlicher durch Partizipationsmöglichkeiten vor Ort Orte des Lebens und des Glaubens gestalten zu lassen. Denn

bei all den abbrechenden Glaubenstraditionen, die wir in Deutschland gerade schmerzlich erleben, hält sich auf dem Dorf ein geistlicher ‚Grundwasserspiegel‘, der sich sowohl in der Glaubenspraxis als auch in den gelebten Strukturen der Jugendarbeit zeigt. «



Literatur:

- » „Generation Lobpreis und die Zukunft der Kirche.“ Das Buch zur empirica Jugendstudie 2018. Faix & Künkler. Neukirchener Verlag 2018. Erscheint im September.
- » „17. Shell Studie“ (2016). Fischer Verlag
- » Jasmin Meister. „Zur Lage der Jugendarbeit in ländlichen Räumen“, unter: http://www.kilr.de/wp-content/uploads/Doku_JA_weit_u_breit.pdf
- » Tobias Petzoldt. „Erfolgsmodell Junge Gemeinde – Plädoyer für ein zeitloses Format der Glaubens-Bildung“. unveröffentlichtes Skript 2018.
- » Tobias Petzoldt (2014). Die Bibel und das Menschliche. Anregungen für die gemeindepädagogische Praxis. In: Dann müsste ja in uns allen ein Stück Paradies stecken. Anthropologie und Jugendtheologie – Jahrbuch für Jugendtheologie Band 3. Calwer Verlag.
- » Manfred Walter (2013). Landjugendarbeit. In: Handbuch Jugend. Evangelische Perspektiven. Verlag Barbara Budrich.



DER AUTOR:

Dr. Tobias Faix ist Professor für Praktische Theologie an der CVJM-Hochschule in Kassel und leitet dort das Forschungsinstitut empirica für Jugend, Kultur & Religion und den Master Transformationsstudien: Öffentliche Theologie & Soziale Arbeit. Er lebt mit seiner Familie in Marburg, wo er sich kirchlich im Jugendausschuss der Kreissynode Marburg engagiert.

DIE MITTLERE GENERATION ALS TEIL DER KIRCHE

Dagmar Herbrecht

Frau G ist 46 Jahre alt, sie fehlt im Vorbereitungsteam für den Weltgebetstag. Herr Z hat seinen 51. Geburtstag gefeiert, sein schöner Tenor ist im Kirchenchor nicht zu hören. Frau P, 29 Jahre, hat zuletzt bei der Taufe ihrer Tochter einen Gottesdienst besucht. Herr M ist 34, er kandidiert nicht für das Presbyterium.

Die mittlere Generation fehlt, die 30–50-Jährigen sind in der Kirche nicht sichtbar, nur wenige nehmen die Angebote der Ortsgemeinden wahr. Diese Klage ist in vielen Gemeinden zu hören. Die Gründe sind vielschichtig. In den mittleren Jahren ist das Leben dicht, vieles geschieht gleichzeitig. Die berufliche Karriere beginnt und wird ausgebaut, Partnerschaften werden geschlossen und manchmal wieder gelöst, Kinder werden geboren und großgezogen, später kommt die Sorge um pflegebedürftige Eltern dazu.

In der so genannten rush hour des Lebens wählen Menschen einen Ort für ihren Lebensmittelpunkt und sind gleichzeitig mobil wie keine Generation vor ihnen. Sie ziehen aus beruflichen Gründen um, pflegen Freundschaften über große Distanzen, und auch die Mitglieder einer Familie leben längst nicht mehr an einem Ort. Pendlerinnen und Pendler machen sich zudem an jedem Werktag auf den Weg zum Arbeitsplatz. Das kostet Zeit, die für andere Aktivitäten fehlt.

Bei der Aktion #unserSonntag ist uns #heilig teilen Menschen mit, was für sie den Sonntag ausmacht. Der Sonntag ist wichtig als gemeinsame Zeit. Die einen verbringen ihn mit den Kindern, andere gehen miteinander wandern, wieder andere kochen in der Kir-

chengemeinde gemeinsam Mittagessen. Der Sonntag ist nötig für eine Auszeit, zum Ausschlafen und zum Entspannen. Zeit für Besinnung und für den Besuch des Gottesdienstes wird ebenfalls geschätzt. Am Sonntag ist Zeit für die Aktivitäten und die Begegnungen, die unter Woche zu kurz kommen.

Auch darüber hinaus sind 30–50-Jährige der Kirche und der Diakonie verbunden. Die mittlere Generation fehlt nicht, aber sie ist anders präsent. Mit anderen für andere ansprechbar sein motiviert zum Engagement. Mit anderen eigene Ideen umsetzen motiviert auch. Das wird z.B. in der Quartiersarbeit deutlich, wenn Menschen kleine Projekte für eine bessere Vernetzung unter Nachbarn oder die Gestaltung des Lebensumfeldes realisieren. Und wir finden die 30–50-Jährigen nicht zuletzt da, wo sie Kirche kulturell erleben oder da, wo sie ihr Wissen erweitern können.

Und so kann es sein, dass Frau G. gerade an einem Punkt ist, an dem sie die christliche Theologie wissenschaftlich erkunden möchte. Deshalb hat sie sich bei der Laienuni Theologie angemeldet und dafür über drei Jahre jeweils 14 Samstage für die Teilnahme frei gehalten. In Wochen mit Studientagen erledigt sie den Hausputz und den Wocheneinkauf abends nach der Arbeit.

Herr Z. ist einfach nicht der Typ für ein langfristiges Engagement im kleinen Kreis. Seine kirchliche Heimat ist der Kirchentag, zu dem er früher regelmäßig mit der Jugendgruppe gefahren ist. So liegt ihm auch die christliche Populärmusik näher als die Choräle aus dem Gesangbuch. Wie schon vor zwei und vor vier Jahren wird er zum Gospelkirchentag fahren.

Frau P. sprechen die festen liturgischen Abläufe im Sonntagsgottesdienst nicht an. Außerdem ist ihr Sohn auch noch zu klein, um eine Stunde still zu sitzen und ruhig zu sein. Aber sie freut sich an den kurzen kindgerechten Andachten im evangelischen Familienzentrum. Zum Elterncafé geht sie regelmäßig. Da konnte sie schon internationale Kontakte knüpfen und der Austausch mit anderen Eltern von lebhaften Jungen lässt die eine oder andere Erziehungsfrage in einem neuen Licht erscheinen.

Herr M. hat 2 Töchter, für die er nur am Wochenende wirklich Zeit hat. Den regelmäßigen Dienst eines Presbyters im Gottesdienst kann er sich in dieser Lebensphase nicht vorstellen. Was ihm und seinen Töchtern gut tut, sind die Wildnistage, die von der Evangelischen Vater-Kind-Bildung angeboten werden. Vielleicht lässt er sich bald zum Trainer für Vater-Kind-Angebote ausbilden. «



DIE AUTORIN:

Dr. Dagmar Herbrecht, Pfarrerin, leitet das Evangelische Erwachsenenbildungswerk Nordrhein in Düsseldorf.

RITUALE ALS AUSDRUCK LEBENDIGEN GLAUBENS IM LÄNDLICHEN RAUM

Hermann Witter

Rituale erfreuen sich seit einigen Jahren großer gesellschaftlicher Beliebtheit. Wenn man die Beteiligten fragt, was ihnen bei der Handlung besonders wichtig sei, lautet fast durchweg die Antwort, dass es ihnen auf die Segenshandlung ankommt. Eine durch den Segen vermittelte Zusage von Gottes Schutz und Wegbegleitung. Diese Handlung vermittele auf besondere Art Trost und Geborgenheit.

Speziell der Aspekt des Schutzes, der Bewahrung und vor allem der Begleitung spiegelt sich auch bei der hohen Nachfrage nach kirchlichen Gottesdiensten in Wald und Flur wider.

Gottesdienste auf Bauernhöfen werden im Vergleich zu vor 10 oder 20 Jahren viel häufiger gewünscht. Hier finden sich neben den Dank- und Bittgottesdiensten durchaus auch Tiersegnungen, gegen die man im evangelischen Bereich lange theologische Bedenken pflegte. Viele Gottesdienstbesucher bestimmen ihre Teilnahme nicht mehr danach, ob der Gottesdienst konfessionell zugeordnet werden kann. Vielmehr kommt es ihnen darauf an, dass er ein Angebot für ihre spezielle Lebenssituation bereithält und ökumenisch offen ist.

Gottesdienste aus Anlass des Erntedankfestes sind der Höhepunkt des landwirtschaftlichen Jahres und ein sichtbares Zeichen des Dankes an den Schöpfer. Sehr interessant ist dabei, dass Hofgottesdienste aus diesem Anlass gerade auch von der städtischen Bevölkerung stark frequentiert werden. M.E. liegt diese positive Entwicklung daran, dass gegenwärtig eine immer größer werdende Distanz zwischen Erzeugern und Konsumenten von Lebensmitteln zu beobachten ist, die in den Gottesdiensten gleichsam überbrückt wird. Hofgottesdienste bekommen so eine wichtige kulturelle transformatorische Dimension im Dialog von Landwirtschaft und Verbrauchern.

Als Kirchlicher Dienst auf dem Land unterstützen wir Hofgottesdienste in ihren verschiedensten Ausprägungen, auch als Angebot von Kirche in der Fläche. Außerdem unterstützen wir die Kolleginnen und Kollegen in ihrem Einsatz in den ländlichen Regionen mit einem kleinen Anstoß eines „Knigge für Landpfarrerinnen und Landpfarrer“, herausgebracht vom KDL-Baden: www.ekiba.de/knigge.

Aktuell spielen in unserem landwirtschaftlichen Beratungskontext Hofübergaben eine große Rolle. In diesem Zusammenhang machen Mitarbeiter des KDL und der landwirtschaftlichen Familienberatung der Kirchen immer wieder die Erfahrung, dass diese sich verzögern oder gar scheitern, weil sich die Hofübergabe nicht zum entscheidenden Schritt, dem „Ja-Sagen“ zur Übergabe durchbringen können.

Wir sind der Überzeugung, dass – vor allem für kirchlich affine Hofeigentümer – ein gottesdienstliches Ritual in seiner Gesamtheit eine Hilfe sein könnte, um ihr Lebenswerk in die Hände ihres Sohnes oder ihrer Tochter zu legen. Unsere Idee war auch, dass es so den Eltern möglich wird, im Vertrauen auf Gottes Schutz und Segen, die Übergabe zuzulassen und ihren Hof loszulassen.

Rituale können Zeiten, Übergänge und Anlässe in besondere Weise umrahmen und alle Beteiligten in einmaliger und in nicht wiederholbarer Weise einbinden. Dem Ritual der Hofübergabe geht ein förmlicher Beschluss voraus, der ja wie oben genannt zwar vorliegt, aber oft nicht oder nur unzureichend umgesetzt wird. Im Ritual wird der Beschluss in einem förmlichen Kontext in besonderer Weise öffentlich und dadurch auch unwiderruflich gemacht. Oftmals steht das Ritual in der Mitte eines langen Prozesses. Für das Design ist es deshalb zentral, dass im Gottesdienst der Blick in beide Richtungen gehen muss: In die Vergangenheit und die Zukunft, in die alte und die neue Hofgeschichte, sowohl die Würdigung und Wertschätzung des Vergangenen als auch der Mut

und die Hoffnung für die neuen Hofbesitzer.

Inhaltlich sollte deshalb der Dankcharakter hervorgehoben werden. Dank an die Übergeber für deren Lebenswerk und dafür, dieses dem Übernehmer oder der Übernehmerin anzuvertrauen, und der Dank der Übergeber an den oder die Übernehmer, dass sie ihr Lebenswerk annehmen und weiterführen wollen.

Am Ende des Rituals ist klar: Es hat sich etwas für alle Beteiligten geändert. Somit sind auch die nicht unmittelbar Betroffenen wichtig, die gleichsam Zeugen und Beteiligte und Helfer des Übergangs sind. Zeugen, weil diese Form der Rituale öffentlich sein muss, und Helfer und Beteiligte, weil sie aktiv am Ritual durch Singen und Beten teilnehmen und danach die Statusveränderung bezeugen können. Dies darf vor allem in generationalen Kontexten nicht unterschätzt werden: Es ist zentral, wer auf dem Hof der Chef, der Patron ist, wer nicht, und auch, wer es einmal war und nicht mehr ist.

Und ein letzter Aspekt wird auch durch das Ritual deutlich: Nicht alles kann von Menschen geplant und gemacht werden, es gibt Dinge, die unvorhersehbar sind: Schönes wie auch Trauriges. Alle am Ritual Beteiligten wissen dies durch die Verkündigung des Evangeliums, in der besonders Gottes Begleitung auf dem neuen Weg herausgestellt werden sollte.

Meine Erfahrung ist, dass die Betroffenen selbst, aber auch die gottesdienstliche Gemeinde dieses Ritual als entlastend erleben, weil es zur Klärung längst überfälliger Fragen beigetragen hat und die Potentiale nun wieder in Richtung Zukunft des Hofes eingesetzt werden können. Einen visuellen Eindruck dieses Hofübergaberituals vermittelt www.ekiba.de/html/content/ritual_hofuebergabe.html.



DER AUTOR:

Hermann Witter,
Studienleiter Evangelische Akademie
Baden, Bereich Landwirtschaft und
Ländlicher Raum,
Leiter des Kirchlichen Dienstes Land
(KDL).



WOHNT GOTT NOCH IN DER
NACHBARSCHAFT?



MITTEIN-
ANDER
GLAUBEN:
CHRISTLICHE AUF-
BRÜCHE IN DER
NACHBARSCHAFT



HÖREN LERNEN:

GEMEINWESEN- ORIENTIERUNG ALS KIRCHLICHER ENTWICKLUNGS- FAKTOR

IMPULSE AUS KIRCHE, DIAKONIE UND MISSION ZUR KONVIVENZ IM LÄNDLICHEN RAUM

Uwe Hein

Wer hätte das gedacht: In einer völlig abgelegenen Gegend, dort wo junge Menschen wegziehen und Geschäfte schließen, wo man weit fahren muss, um zum Amt zu gehen oder einen Arzt zu finden, im Land der Funklöcher und langsamen Internetverbindungen, dort bricht etwas auf. Es geschieht etwas Neues. Und es ist richtig gut. Begonnen hat es bei einem Glas Bier. Beim Sportfest: „Aus einem der leerstehenden Häuser im Dorf könnte man doch etwas machen“, sagte einer. „Es wäre so gut, wenn Jung und Alt zusammenkämen“, ein anderer. Sie verabredeten sich. Es war nicht einfach: Schnell wurde deutlich, dass die Interessen doch sehr unterschiedlich sind. Und die Charaktere auch. Es bedeutete Arbeit. Jemand musste sich finden, bei dem die Fäden zusammenlaufen. Anträge mussten ausgefüllt werden. Um die Finanzierung wurde gerungen. Es kamen Leute zusammen, die mit anpacken wollten – aus Ecken, die man nie vermutet hätte. Bei der Renovierung geschah ganz viel in Eigenleistung. Die Erfahrung war: Man konnte etwas tun für das Leben am Ort. Und die Kirche war dabei.

Ein Beispiel für zahlreiche Erfahrungen, bei denen Gemeinwesenorientierung zu einem Faktor kirchlicher Entwicklung geworden ist. Nicht selten ist eine Kirchengemeinde der Ort, an dem die Fäden zusammenlaufen, eine Art Kohäsionszentrum. Aber auch sonst profitiert das kirchliche Leben von den Verbindungen, die in der Ausrichtung auf das Gemeinwesen entstehen. Eine Analyse kommunaler Gemeinwesenarbeit, innovativer kirchlicher Projekte und diakonischer Ansätze gibt Aufschluss über die entscheidenden Faktoren.

In der Regel kommt es zu einer Öffnung dem Gemeinwesen gegenüber, um eine Zielgruppe besser zu erreichen, um dessen Ressourcen für die eigene Arbeit zu nutzen oder um für Gerechtigkeit und Menschenwürde vor Ort einzutreten. Gemeinwesenarbeit entwickelte sich aus sozialer Arbeit in problembeladenen Stadtteilen als Ansatz der Quartiersentwicklung und Sozialraumorientierung. Um die Lebensverhältnisse zu verbessern, wurde individuelle, helfende, betreuende Arbeit erweitert und verbunden mit der Bemühung, grundlegende Strukturen im Quartier zu verändern. In der Diakonie vollzog sich eine entsprechende Entwicklung mit den Stichworten Wichern 1 (tätige Nächs-



Quellen:

- Alex, Martin / Schlegel, Thomas (Hg.) (2014): Mittendrin! Kirche in peripheren ländlichen Regionen, Neukirchen-Vlyn
- Borck, Sebastian / Giebel, Astrid / Homann, Anke (Hg.) (2016): Wechselwirkungen im Gemeinwesen. Kirchlich-diakonische Diskurse in Norddeutschland, Berlin
- Brunn, Martin (2018): Von Compassion bis Konvivenz. Sieben theologische Begründungsmodelle für die Gemeinwesenorientierung von Kirchengemeinden und diakonischen Einrichtungen, Deutsches Pfarrerblatt 2/2018, S.83-87
- Faix, Tobias / Reimer, Johannes (Hg.) (2012): Die Welt verstehen. Kontextanalyse als Sehhilfe für die Gemeinde, Marburg
- Kirchenamt der EKD (Hg.) (2016): Freiraum und Innovationsdruck. Der Beitrag ländlicher Kirchenentwicklung in „peripheren Räumen“ zur Zukunft der evangelischen Kirche, Leipzig
- Horstmann, Martin (2010): Stichwort Gemeinwesendiakonie., <https://diakonisch.files.wordpress.com/2010/06/stichwort-gemeinwesendiakonie.pdf>
- Horstmann, Martin / Park, Heike (2014): Gott im Gemeinwesen. Sozialkapitalbildung in Kirchengemeinden, Berlin
- Hüther, Gerald (2013): Kommunale Intelligenz, Potentialentfaltung in Städten und Gemeinden, Hamburg
- Kaiser, Klaus-Dieter (Hg.) (2015): Lebeniger ländlicher Raum. Herausforderungen-Akteure-Perspektiven, Schwalbach/Ts.
- Lutherischer Weltbund (Hg.) (2013): Konvivenz schaffen. Zur Gestaltung von Gemeinwesendiakonie in Europa, https://www.lutheranworld.org/sites/default/files/DMD_Seeking_Conviviality_Diakonia_Europe_DE.pdf
- Müller, Sabrina (2017): „Listening“ unter die paulinische Lupe genommen. <https://godthoughts.ch/2017/04/16/listening-unter-die-paulinische-lupe-genommen/>
- Sundermeier, Theo (1995): Konvivenz als Grundstruktur ökumenischer Existenz heute, in: Volker Küster (Hg.), Konvivenz und Differenz, Erlangen

tenliebe), Wichern 2 (Veränderung der Verhältnisse) und Wichern 3 (Orientierung auf den Sozialraum hin). Bedeutsam ist insgesamt der Weg von einer Bürgerbeteiligung, bei der lediglich nach den vorhandenen Bedürfnissen gefragt wurde, hin zu aktivierender, emanzipatorischer Teilhabe. Nur so kommt es zu nachhaltigen Veränderungen.

Mit dem Anliegen der Inklusion und der Etablierung von sorgenden Gemeinschaften gilt das Engagement einem menschenwürdigen und möglichst selbstbestimmten Leben in jedem Alter. Die Verbindung der Generationen ist wichtig. Die Kommune wird schließlich zu einer „Potentialentfaltungsgemeinschaft“, in der es auf jeden Einzelnen ankommt. Mit den grundlegenden Dimensionen von Verbundenheit und Freiheit sind nicht nur neue Beziehungen zu knüpfen, sondern es ist eine ganz neue Beziehungskultur zu pflegen (Hüther 2013).

Innovative kirchliche Projekte lassen aufgrund verschiedener Entstehungsbedingungen zwar kein allgemeingültiges Prinzip erkennen, weisen aber als entscheidenden Faktor einen Prozess der Kontextualisierung aus. Zu dieser Art der Gemeinwesenorientierung gehört eine wahrnehmende Haltung: interessierte Offenheit für die Menschen vor Ort, ihre Identität, ihre Bedürfnisse und Mentalitäten. Eine Kultur des Vertrauens und der Wertschätzung sowie Freiraum und Begeisterung sind wesentlich. Beim Zusammenwirken der beteiligten Personen kommt es darauf an, dass Pioniere (charismatische Persönlichkeiten, die motivieren können, Netzwerke knüpfen und Ausdauer haben) mit eigenständigen Teams gut zusammenarbeiten. Lernbereitschaft, Kooperation und eine gute, transparente Kommunikation sind die wichtigsten Faktoren (Kirchenamt 2017).

Bei den Gemeindeneugründungen von Fresh Expressions of Church wird Kontextualisierung dezidiert milieuentwickelt vollzogen. Eine doppelte Aufmerksamkeit wird gefordert: Das lebensverändernde Hören auf Gott in Bibellese, Gebet und Visionsentwicklung und das Hören auf die Menschen in gründlicher Situationsanalyse sowie in einem tieferen Hören auf Werte, Dynamiken und Widerstände. Dabei geht es auch darum, wahrzunehmen, wo Gott bereits am Werk ist und was ihm entgegenwirkt (Müller 2017).

Gemeinwesendiakonie ist eine „Kooperationskultur von verfasster Kirche und organisierter Diakonie“ (Horstmann 2010). Auf der einen Seite öffnen sich Kirchengemeinden gastfreundlich anderen Menschen, Mentalitäten und Milieus. Und sie nehmen in engagierter Hinwendung zu den Menschen außerhalb der Kirchengemeinde ihre missionarische und diakonische Berufung wahr. Sie entdecken dabei die Notwendigkeit von Vernetzung und professioneller Unterstützung. Auf der anderen Seite versteht sich Diakonie in ihrer Sozialraumorientierung zunehmend als Diakonie vor Ort und für den Ort. Sie entdeckt hier den Wert kirchengemeindlicher Bezüge im Ort sowie das Potential ehrenamtlichen Engagements in den Kirchengemeinden.

Der Lutherische Weltbund hat mit dem Projekt „Konvivenz schaffen“ den missionstheologischen Ansatz Theo

Sundermeiers für die Gemeinwesendiakonie in Europa fruchtbar gemacht. Als Kunst und Praxis des Zusammenlebens dient Konvivenz dem Aufbau von Gemeinschaften in einer starken Wechselseitigkeit der Beziehungen. Dies geht nur in großem Respekt vor den Unterschieden des jeweils anderen (ohne sich selbst und seine Überzeugungen zurückzunehmen). Durch Hoffnungsbilder vom Reich Gottes inspiriert und ausgerichtet auf die vorhandenen Potentiale gilt das Engagement besonders den marginalisierten oder benachteiligten Gruppen der Gesellschaft. Und das gemeinsame Feiern verbindet solidarische Handeln mit vertrauensstiftender Geselligkeit (Lutherischer Weltbund 2013, Sundermeier 1995). Die in den verschiedenen Ansätzen herausgestellten Faktoren der Gemeinwesenorientierung kommen hier prägnant zusammen: solidarisches Denken, ressourcenorientierte aktivierende Partizipation, eine vertrauensstiftende dialogische Beziehungskultur und damit die Möglichkeit, sich trotz Fremdheit und divergierender Interessen zu verbinden.

Allerdings wird solcherart auf das Gemeinwohl bezogene Beziehungskultur durch gesellschaftliche Entwicklungen (Wachstumszwang, Beschleunigung, Besitzstandswahrung, defensiver Individualismus) und kirchliche Verhältnisse erheblich behindert. Letzteres gilt vor allem dort, wo jahrelange Strukturdebatten in starker Problemtrance gefangen halten, wo Rollenfixierungen die notwendige Entwicklung von Partizipation erschweren, wo die gewohnten Denkpfade pastoraler Versorgung und bürokratischer Zentralisierung nicht dazu beitragen, lokal bezogene Gemeinden und ihre Mitglieder für innovative Prozesse zu befähigen. Und es gilt dort, wo Überlastung, Urteil, Zynismus und Angst verhindern, aufeinander wirklich zu hören.

Dennoch bricht sich das Bedürfnis nach Konvivenz an vielen Stellen Bahn, interessanterweise vor allem in ländlichen Räumen. Zum Beispiel: Eine kleine Gruppe von Gemeindegliedern hat gelernt, sich auch ohne eine Pfarrerin oder einen Pfarrer zu treffen. Sie feiern regelmäßig in der Kirche eine Andacht. Im Mittelpunkt steht die Fürbitte für einzelne Menschen und für besondere Nöte im Dorf. Sie werden aufmerksam. Ein Anfang. Und eine Ermutigung, hören zu lernen: auf Gott und auf die Menschen. “



DER AUTOR:

Dr. Uwe Hein ist Pastor im Gemeindedienst der Nordkirche und Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung (IEEG) an der Universität Greifswald.



DIE SPIRITUALITÄT DES ALLTAGS WIEDER ENTDECKEN

Helmut Aßmann

Eine der zentralen Fragen für das religiöse Leben in unserem Land lautet: Wo kann jemand sehen, was christlicher Glaube ist? Anders formuliert: Wie kann man lernen, christlichen Glauben zu praktizieren? Noch anders gewendet: Wie funktioniert eigentlich eine christliche Gemeinschaft, wenn sie mehr und anderes sein will als der institutionelle Träger eines Veranstaltungskalenders? Wird diese Frage nicht oder nur unzureichend beantwortet, werden die religiösen Suchbewegungen der modernen Menschen sich anderen Angeboten zuwenden.

Es geht hier nicht so sehr um Stadt oder das Land, sondern das gilt für alle Siedlungsformen. Der Unterschied zwischen Stadt und Land ist damit keineswegs einfach eingeebnet oder für irrelevant erklärt. Aber wir machen uns etwas vor, wenn wir die religiösen Fragen mit soziologischen oder sozialpolitischen Rahmenbedingungen beantworten. Denn der kirchlich-christliche Traditionsabbruch ist zwar in den Städten am deutlichsten zu beobachten, aber die zunehmende mediale Erschließung aller Siedlungsformen und -dichten transportiert diesen Abbruch in den fernsten Winkel der Republik. Es ist eine Frage der Zeit, wann die Geisteshaltungen, die in den urbanen Räumen bereits umgesetzt werden, als Optionen für Menschen auf dem Land wenigstens denkbar (bzw. lebbar) werden. Die Mobilität der Bevölkerung wird wahrscheinlich von selbst dafür sorgen, dass die Lebensverhältnisse in der

Stadt und auf dem Land aufeinander bezogen bleiben.

In den stadtnahen ländlichen Gebieten existiert seit vielen Jahren bereits eine „Schein“-Ländlichkeit, in der sich Pendler und Zweitwohnsitzinhaber eine exportierte Urbanität ermöglichen, die alles andere ist als eine bäuerliche, landwirtschaftliche Lebensweise. Das niedersächsische Wendland beispielsweise, eine ohne Zweifel äußerst unstädtische Gegend, die vor allem durch das politische Großereignis „Gorleben“ bekannt geworden ist, ist längst eine höchst interessante Mischung aus ökologisch-alternativer Kultur und traditioneller Landwirtschaft geworden. Das „Land“, wie es die hochgehyppte Zeitschrift „Landlust“ in Hochglanzpapier und beschaulicher Atmosphäre ins öffentliche Bewusstsein injiziert, ist vor allem eine Traumwelt, nicht der Hort einer guten, alten Zeit, aus der sich etwas retten ließe. Auch kirchlich nicht.

Der christliche Glaube ist zwar, mit anderen Worten, als öffentliche Selbstverständlichkeit in den Sakralgebäuden, den Friedhöfen, den karitativen Wohlfahrtsverbänden und als Materiallieferant bei allen möglichen zivilreligiösen Angelegenheiten nach wie vor sehr präsent. Aber was er darüber hinaus als bewusste und gewollte Prägung des Lebens bedeutet, wird zusehends weniger verstanden oder wirkt sogar fremd. Die ein wenig aufgesetzte jährliche „Karfreitagsempörung“ wegen des staatlichen Vergnügungsverbotens markiert das Unverständnis, dass eine christliche Grundüberzeugung von allgemeiner Bedeutung sein könnte.

Es wird nicht viel helfen, dagegen zu wettern oder mit großer Pose Kreuze an öffentlichen Einrichtungen anzubringen. Wichtiger ist es, christliche Lebensformen zu entwickeln und zu pflegen, in denen Menschen Glauben erfahren, ausprobieren und als reales Lebensprogramm anwenden lernen. Die Kirchengemeinden sind mit dieser Aufgabe oftmals überfordert, weil ihre Struktur aus einer anderen gesellschaftlichen Epoche stammt – als 95% aller Deutschen Mitglied einer christlichen Kirche waren, sei es auf dem Land, sei es in der Stadt. Aber die Kirchengemeinden bleiben die Keimzellen neuer Entwicklungen, sie geben oft genug





den Schutzraum, in dem sich neue Gemeinschaften formieren, und sie sind die Traditionsträger, aus denen der Glaube, die Predigt des Evangeliums und das Geheimnis Gottes in die Welt geht.

WIE SOLCHE NEUEN ENTWICKLUNGEN AUSSEHEN? DREI BEISPIELE MÖCHTE ICH GEBEN:

Am Deister, einem Höhenzug in der Nähe von Hannover, gibt es seit ca. 20 Jahren das Kloster Wülfinghausen, eine kleine Kommunität von evangelischen Schwestern, die sich einer traditionellen Stundengebetstradition und ignatianischer Exerzitienfrömmigkeit verpflichtet sehen. Im Laufe der Jahre ist eine große Gemeinde um dieses Kloster herum entstanden, ohne dass das kirchenrechtlich genau beschrieben wäre. Weil es hier Menschen gibt, an denen sich Glauben praktisch fassen und erleben lässt, formiert sich nicht nur eine kraftvolle Gemeinschaft, sondern es entsteht ein wirksamer christlicher Impuls in die ländliche Gegend ringsumher. Solche Verdichtungen des Glaubens gehören zu den christlichen Kraftorten unter säkularen Bedingungen.

Christliche Weggemeinschaften sind eine weitere zunehmend wichtige Form christlicher Glaubensgestaltung. Hier gibt es kein örtliches Zentrum oder ein Gebäude, sondern ein geistliches Anliegen, das von den Mitgliedern geteilt und in gemeinsamen Treffen entfaltet, vorangetrieben oder für andere angeboten wird. Die Evangelische Geschwisterschaft e.V. (ehemals Kleine Brüder vom Kreuz) ist solch eine Bewegung, die nach Intensivformen des Glaubens sucht und für andere suchende Menschen attraktiv wird. Ca. siebzig Menschen leben an unterschiedlichen Orten, in verschiedenen Berufen, sind ehrenamtlich engagiert in Gemeinden an ihrem Lebensort. Gemeinsame Gebetsanliegen und finanzielles Engagement verbinden sie unterjährig, die Teilnahme an gemeinsamen Tagungen sorgt für persönliche und spirituelle Begegnung.

Als drittes Beispiel mögen die verschiedenen diakonischen Projekte dienen, die sich insbesondere im Zuge

der Flüchtlingssituation nach 2015 gebildet haben. Sowohl in als auch neben den kirchlichen Gemeinden haben sich Menschen gefunden, die in ihrer Arbeit für andere ihre christliche Wurzel wiederentdeckt haben. Oder den Glauben an Gottes Barmherzigkeit, die sie plötzlich in ihrem eigenen Herzen als lebendige Kraft erkennen konnten. Ausgerechnet in den Dörfern kam diese Bewegung am stärksten an, weil kaum eine andere soziale Infrastruktur zur Verfügung stand und weil die Flüchtlinge als Menschen unmittelbar vor Augen standen, anders als in den eher anonymen Quartieren der Großstädte.

All diese Beispiele verbindet, dass sie an sehr konkreten Menschen und sehr handfesten Lebenssituationen anheben. Eine große Parole oder ein theologisches Grundsatzprogramm steht gar nicht zur Disposition. Davon ist reichlich vorhanden. Der Glaube als Kraft und die Gegenwart Gottes als Realität gewinnen in dem Maße an Plausibilität und Anschaulichkeit, wo jemand mit ihnen Ernst macht und sein Leben darauf baut. Das ist leicht gesagt. Vertrauen auf Gott war noch nie einfach. Aber unter den heutigen Bedingungen macht es den zentralen Unterschied. «



DER AUTOR:

Helmut Aßmann

ist als Oberkirchenrat der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers verantwortlich für die theologische Ausbildung und die berufliche Fort- und Weiterbildung.





„WAS KANN AUS NAZARETH SCHON GUTES KOMMEN?“ (JOH 1,46).

Die Skepsis gegenüber Randerscheinungen vom Land ist alt. Dennoch können sie manchmal in die Mitte geraten und Geschichte schreiben, wie uns die Christentumsgeschichte zeigt. Gutes also lässt sich vom Land erwarten. Auch für die zukünftige Entwicklung von Kirche. Das zeigen die beeindruckenden Erfahrungen mit einem gemeinwesenorientierten Ansatz, wie Ralf Kötter sie in „Das Land ist hell und weit“ beschreibt.¹ Aber auch Neues? Wirklich frische Formen? Da scheint eher die Stadt der Hort von kirchlicher Innovation und religiöser Produktivität in der Spätmoderne zu sein. Daher muss man vorsichtig sein, wenn es um Gemeindevinnovation und Fresh X auf dem Land geht. Diese Vorsicht ist keineswegs typisch deutsch. Auch im Mutterland der Fresh X-Bewegung, in England, finden sich die meisten „neuen Ausdrucksformen von Kirche“ in den Städten. Liest man die vier Indikatoren für eine Fresh X (missional, kontextuell, lebensverändernd, gemeindevbildend)² allerdings nicht als Definition, sondern als ein Entwicklungshorizont und in heuristischer Perspektive, so entdeckt man auch im ländlichen Bereich entsprechende Initiativen und Aufbrüche.

Doch bevor ich auf ländliche Entdeckungstour gehe, einige Bemerkungen zu den vier Kennzeichen von Fresh X. Eine Fresh X möchte mit Menschen das Evangelium entdecken, die bislang noch keinen Bezug zu Glauben und Kirche haben (missional). Dies geschieht, indem man in die jeweiligen Lebenswelten und Milieus eintaucht und nach konkreten Verbesserungen der Lebensbedingungen vor Ort sucht, um Kirche und Gemeinde in einem neuen Kontext Gestalt zu verleihen (kontextuell). Im Rahmen einer Fresh X können Menschen über Beziehungen und Aktion die lebensverändernde Kraft des Evangelium erfahren und Zugänge zum Glauben finden (lebensverändernd). Eine Fresh X ist mehr als ein Projekt, sie hat das Potential, eine eigenständige Form kirchlichen Lebens zu werden (gemeindevbildend). Die vier Kennzeichen sind nicht primär als Methode, sondern als Haltung zu verstehen. Sie werden ergänzt durch aufmerksame Wahrnehmung der Situation – in England als double

DIE KIRCHE MACHT SICH FRISCH (FRESH X)

GEMEINDEVINNOVATION AUF DEM LAND

Philipp Elhaus

listening auf Gott und den Kontext beschrieben – und risikoreiche Experimentierfreude. Aussagekräftiger und facettenreicher als die abstrakten Beschreibungen sind jedoch die Beispiele, die sich mit dieser Fresh X-Sucheinstellung finden lassen.

Im schwäbischen Dorf Wankheim liegt der „laiffHof“ – ein ehemaliger Bauernhof, der ehrenamtlich zum Begegnungszentrum ausgebaut wurde.³ „Laif kommt von Leben – in Lautschrift geschrieben, weil es uns wichtig ist, die befreiende Botschaft vom Leben in unsere heutige Zeit zu übersetzen, mit dem Blick auf die Menschen, die in unserer Umgebung sind“. So erklären die Gründer, das Ehepaar Braun, Namen und Anliegen. Eine bunte Mischung von offenen Treffen, Musikaarbeit und Gemeinschaftsaktionen bilden die Angebotspalette, die von zahlreichen Menschen vor Ort und den Nachbarorten, darunter viele Geflüchtete, wahrgenommen wird. Menschen, die kaum den Fuß über die Schwelle eines Gemeindehauses setzen würden und nun eine ganz besondere community im ländlichen Raum bilden.

In anderen Dörfern in den westlichen Gliedkirchen entwickeln sich Initiativen mit einer Fresh X-Grammatik innerhalb der ortsgemeindlichen Strukturen. Wahrnehmende Erkundungen führten jeweils zu Verbreiterung von Beteiligungsmöglichkeiten und Aktionen mit neuen Zielgruppen an anderen Orten. Kirche geriet mitunter „aus dem Häuschen“, nicht nur beim traditionellen Schützenfest. Indifferenz wurde charmant unterbrochen, Resignation („die Leute hier haben kein Interesse an Kirche“) wich Aufbruchsstimmung („es geht doch was“), ein innovatives Klima entstand.⁴ Es kommt nicht zu neuen Gemeindegründungen, aber zu neuen sozialen Formen und Aktionen, die jeweils ein anderes Milieu erreichen und nicht nur über die normale Angebotslogik laufen.

Neues entsteht unter dem Dach des Alten – zumindest, wo es noch die klassische Kirchengemeinde und eine entsprechend dichte Versorgungsstruktur gibt. In den östlichen Gliedkirchen bietet sich ein anderes Bild. Hier kommt es durch Leerstellen und Freiräume, die vor allen an den ausgedünnten ländlichen Rändern zu finden sind, zu gemeindlichen Innovationen. Markante Beispiele finden sich im Rahmen der Erprobungsräume der EKM⁵ sowie in einer EKD-Doppelstudie zur ländlichen Kirchenentwicklung.⁶ Nördlich von Zeitz entsteht in der Kommune Elteraue im kleinen Ortsteil Burtschütz ein großes Mehrgenerationenprojekt für an die siebzig Menschen. Und mittendrin übernehmen Christen besondere Verantwortung für das Zusammenwachsen dieser so unterschiedlichen Menschen, von denen viele mit Gott und Kirche nichts anfangen können. Die Hoffnung besteht, dass aus dieser bunten Mischung etwas Belebendes ausgeht – auch auf die Kirchengemeinde und den ganzen Ort.⁷ Das „Haus der Begegnung“ in Globig (Sachsen-Anhalt) ist als Begegnungscafé zum Hoffnungsort in einer strukturschwachen und demographisch ausgedünnten Region geworden.⁸ Im Kirchspiel Lindstedt in der Altmark (Sachsen-Anhalt) hat man sich vorgenommen, die geistliche Selbstverwaltung von Gemeindegliedern für ihre Gemeinde und ihr Dorf zu wecken. In zwei Dörfern sollen nach dem Vorbild der katholischen Diözese Poitiers in Frankreich Basisgruppen gebildet werden.

Die dort aktiven Personen übernehmen für jeweils zwei Jahre Verantwortung für wichtige Dimensionen von Gemeinde, je eine Person für die Leitung, das Gebet, die Verkündigung, das diakonische Handeln und die Finanzen der Gemeinde.⁹

Die Kirche macht sich frisch – auch auf dem Land. Innerhalb von bestehenden kirchlichen Strukturen und auch jenseits davon. Oft initiiert durch Einzelne und Gruppen und getragen von Teams von Haupt- und manchmal auch nur Ehrenamtlichen. In der Regel vernetzt mit Kirchengemeinde, Vereinen und Kommune. Emergent gewachsen, nicht strategisch gegründet. Mit Wechselwirkungen ins Gemeinwesen. Nicht selten auch unter Einbeziehung von kirchlichen Gebäuden. Die Verankerung vor Ort ist in jedem Fall der Schlüssel für kirchliche Innovationen auf dem Land. Mit ihren unterschiedlichen Formen und Initiativen werden die Reichweite der Kommunikation des Evangeliums erweitert und die neue Beziehungsräume geschaffen, in der Menschen im Dorf Leben und Glauben teilen können. Gerade vom Land dürfen wir daher in Zukunft Neues erwarten. «



Quellen:

1. Ralf Kötter, Das Land ist hell und weit. Leidenschaftliche Kirche in der Mitte der Gesellschaft, Berlin 2015
2. Hans Hermann Pompe, Fresh X – Frisch. Neu. Innovativ, Neukirchen 2016
3. www.laiffhof.de
4. Vgl. Karsten Beekmann, Karsten Kümmel, Thomas Schlegel, Fresh X auf dem Land – Fragezeichen – Ausrufezeichen, in: Gemeinde. Neu. Formen, Aus der Praxis – für die Praxis 2017, Dortmund, 32-39
5. www.erprobungsraeume-ekm.de
6. Freiraum und Innovationsdruck, hrsg. v. Kirchenamt der EKD, Leipzig 2016
7. <https://www.erprobungsraeume-ekm.de/erprobungsraeume/mehrgenerationenhof-burtschuetz.html>
8. Vgl. Freiraum und Innovationsdruck, 246-255
9. <https://www.erprobungsraeume-ekm.de/erprobungsraeume/basisgruppen-im-kirchspiel-lindstedt.html>



DER AUTOR:

Pastor Philipp Elhaus

ist Leitender Referent Missionarische Dienste, Evangelisch-lutherische Landeskirche Hannovers.





NEU LERNEN, ÜBER DEN GLAUBEN ZU REDEN

GEMEINSAM KIRCHE SEIN MIT ZUGEWANDERTEN

Beate Heßler

*„Das Beste ist, dass wir wieder lernen,
über unseren Glauben zu reden“*

Bei einem Presbytertag im Wittgensteiner Land in Westfalen fiel neulich dieser Satz. Wir hatten uns über Geflüchtete aus dem Iran und Afghanistan unterhalten, die in den Kirchengemeinden um Taufe gebeten hatten. Wir hatten über Gottesdienste gesprochen, in denen Bibeln in verschiedenen Sprachen ausliegen, damit alle den Predigttext in ihrer Muttersprache mitverfolgen können. Und wir hatten uns ausgetauscht über Ideen und Möglichkeiten einer guten Willkommenskultur, die Geflüchtete in westfälischen Kirchengemeinden angemessen begrüßt und aufnimmt.

„Das Beste ist, dass wir wieder lernen, über unseren Glauben zu reden“: Mir ist dieser Satz hängen geblieben, weil er so eine große Verheißung enthält. Fast klingt es so, als würden Kirchengemeinden nach einer langen Zeit der Dürre wieder bei ihrem eigentlichen Kern ankommen. Als hätte das Reden über den

christlichen Glauben eine Weile im Verborgenen stattgefunden und würde nun wieder öffentlich eingeübt.

Möglich und notwendig wurde diese Entwicklung durch den Zuzug neuer Gemeindeglieder. Seit 2015 sind Geflüchtete in den Kirchengemeinden angekommen, die grundlegende Glaubensfragen mitbringen. Sie benötigen Unterstützung für ihren Alltag und für die Verwurzelung im neuen Land, aber auch um das Christentum besser verstehen zu können, das sie bislang gar nicht oder nur aus muslimischer Sicht kennen. Ihre Fragen sind oft nicht leicht zu beantworten: Was bedeutet es, dass Gott zugleich Vater, Sohn und Heiliger Geist ist? Wie wirkt sich das christliche Bekenntnis im alltäglichen Leben aus? Was passiert in der Taufe?

Wenn Gemeinden in Tauf- und Glaubenskursen darüber ins Gespräch kommen, gibt es so manche



erhellende Erkenntnis. Die neuen Begegnungen in kirchlichen Räumen bringen Veränderungen mit sich – und notwendige Hilfestellungen werden gerne angefragt. Wichtig sind Anregungen für Taufkurse und für mehrsprachige Gebete, aber auch für interkulturelle Seelsorge und Konfirmandenarbeit.

„Gemeinsam Kirche sein mit Zugewanderten“ heißt das Programm, das hierfür Unterstützung und Anregung anbietet. Inzwischen arbeitet auch ein persischsprachiger Seelsorger in der westfälischen Kirche. Er ruft Christinnen und Christen aus dem Iran und Afghanistan zusammen, er begleitet sie seelsorglich und hilft ihnen, Heimat in der Landeskirche zu finden.

Das Gespräch mit Zugewanderten ist dabei nicht neu. Schon lange gibt es Migrationskirchen in Nordrhein-Westfalen. Ihre Zahl kann nur geschätzt werden, vielleicht 600 sind es im Bereich der westfälischen und rheinischen Landeskirchen. Sie kommen aus afrikanischen, asiatischen oder lateinamerikanischen Kontexten, sie bringen Kulturen ihrer Heimat mit, die Sprache ihrer Mütter und Liturgien, die auf presbyterianische, lutherische, reformatorische und pfingstlerische Traditionen verweisen. Über 100 dieser Kirchen und Gemeinden sind im Internationalen Kirchenkonvent organisiert, wo sie gemeinsam mit der Ev. Kirche im Rheinland und der Ev. Kirche von Westfalen ein Forum gebildet haben zur wechselseitigen Unterstützung. Bei der jährlichen Vollversammlung wird Gottes Lob in vielen Sprachen gesungen, und man tauscht sich aus über die Freude am Glauben und den Möglichkeiten, in dieser Zeit Kirche zu sein.

Im Jahr 2017 haben wir gemeinsam an Martin Luther gedacht. „Allein aus Glauben, allein die Bibel, allein Jesus Christus, allein die Gnade!“. John Uzuh, Pfarrer der Gemeinden aller Nationen in Münster, hat mir deutlich gemacht, dass auch in den charismatisch geprägten Kirchen reformatorische Traditionen nachwirken. „Auch Martin Luther war ein Charismatiker, sonst hätte er nicht so viel bewegen können“ – so erläuterte er den Schwestern und Brüdern im Kirchenkonvent die Verbindungen, die viele Migrationskirchen zu den lutherischen Glaubenswurzeln haben.

Das gemeinsame Bibellesen, bewegende Abendmahlsfeiern und das Vertrauen darauf, dass Gott auch in den anderen am Werk ist, macht die Verbundenheit im Internationalen Kirchenkonvent aus. Ökumene geschieht hier direkt vor der Haustür, sie belebt und inspiriert das Gespräch zwischen den Landeskirchen und den Migrationskirchen.

Sicherlich – manchmal kommt es auch zu Konflikten. Wenn der Lobpreisgottesdienst über Lautsprecher in Nachbarräume übertragen wird und der benachbarte Küster den Sonntagnachmittag nicht so ruhig gestalten kann, wie er es gerne möchte. Wenn die koreanische Gastgemeinde im Landeskirchlichen Kirchenzentrum gerne auf Augenhöhe und geschwisterlich mit der gastgebenden Gemeinde zusammenleben möchte und dann letztlich doch wie eine Mieterin behandelt wird. Wenn Kinder toben und es nach dem Gottesdienst auch noch nach Essen riecht – all dies kann das Zusammenleben unter einem Dach durchaus erschweren.

Und dennoch: „Das Beste ist, dass wir wieder lernen, über unseren Glauben zu reden“. Wo das geschieht, wird das Zusammenleben mit Christinnen und Christen unterschiedlichster Herkunft zu einer großen Bereicherung. “



DIE AUTORIN:

Beate Heßler, Pfarrerin in der Fachstelle „Gemeinsam Kirche sein mit Zugewanderten“ und „Ökumenische Frauenarbeit“ im Amt für Mission, Ökumene und kirchliche Weltverantwortung in der EKvW, Dortmund.



ALLES BEGINNT MIT DER SEHNSUCHT

IM KLOSTER FREIRAUM ENTDECKEN

Thea Vogt

SEHNSUCHT

„Am Anfang ist die Sehnsucht“ – in diese Beobachtung der Dichterin Nelly Sachs können wir in der Begleitung der Menschen, die uns im Kloster besuchen, einstimmen. So verschieden die Enttäuschungen und Entfremdungsprozesse auch sein mögen, die Menschen mitbringen, alle tragen sie eine gewisse Sehnsucht in sich. So lassen sich von unseren Erfahrungen im Geistlichen Zentrum und Community her einige Beobachtungen weitergeben.

FREIRAUM

Menschen brauchen erstmal Freiraum, um nur da sein können, so, wie sie sind, mit dem, was sie sind, mit ihren Erfahrungen, ihren Lebensgeschichten. Dasein können, ohne bewertet zu werden. Freiraum als ein unverzweckter Zeitenraum.

Die Spiritualität der benediktinischen Tradition der Stundengebete lässt dazu viel Raum. Ich kann dabei sein, nur zuhören oder meine Stimme mit hineinmischen, mitsingen. Die Psalmen sind die uralte Sprache der Bibel und der Menschheit, denn sie tragen die gesamte Gefühlspalette in sich, die einen Menschen ausmachen kann: von großer Freude und Jubel zu größtem Schmerz und Wut und vor allem der großen Sehnsucht und Suche nach Gott. Denn diese durchzieht ja die gesamte Geschichte der Glaubenden. Menschen finden in den Bildern der Psalmgebete also oft etwas von sich wieder. Sie fühlen sich verstanden in ihrer Not oder Suche. Sie sehen sich in einer Reihe von vielen, die auch schon gesucht und Fragen gestellt haben.



DIE AUTORIN:

Dr. Thea Vogt ist Pfarrerin auf dem Schwanberg für die Community Casteller Ring. Dies ist eine evangelische Ordensgemeinschaft von Frauen, die nach der Regel des Hl. Benedikt lebt.



Dazu kommen drei Gottesdienste pro Woche, das gemeinsame Feiern um die eine Mitte. Die Freundschaft mit Gott wird zelebriert im Feiern des Abendmahls und einmal pro Woche der Möglichkeit sich persönlich im Gottesdienst segnen zu lassen. Der Gottesdienst ist ein Resonanzraum für die Seele in ihrem Hören hinein in Gottes Klang. Viele Menschen erleben über diese Art der Gottesdienste einen emotionalen, sinnlichen Zugang zu Gott.

Menschen brauchen Freiraum, um ihre Fragen stellen zu können, ihren Zweifel auszusprechen. Die seelsorgerliche und geistliche Begleitung sind hier wesentliche Räume, um eine Sprache für sich selbst zu finden. Hier kann die eigene Lebensgeschichte angeschaut werden zusammen mit einem zugewandten Gegenüber, das absichtslos, ohne eigene Interessen da ist. Enttäuschungen, Entfremdungen können benannt werden. Oft lernen die Menschen den Prozess in ihrem Innern verstehen, wie es so kommen konnte, dass sie heute sind, wie sie sind und da sind, wo sie sind. Vor allem aber können sie die je eigene Sehnsucht zulassen und benennen.

Menschen fragen immer wieder, wie sie ihren Glauben zu Hause leben können. Sie suchen nach Angeboten für eine gelebte Spiritualität im ihrem Alltag. Wir bieten hier Leibarbeit und Körpergebete an. Schon in ganz einfachen Formen wird Wesentliches erlebt. Zum Beispiel ein bewusstes vor Gott Stehen, Grund unter den Füßen wahrnehmen. In diesem Stehen wird das „zu mir stehen“ und ein „zu Gott Stehen“ erlebt. Oder die Hände bewusst offen wie eine Schale zum Empfangen öffnen, den offenen Raum der Hände wahrnehmen, die loslassen können und empfangen können. Also ganz elementare, einfache Körperwahrnehmungen, die zum Gebet werden, führen zu einer neuen Lebendigkeit des Glaubens. Oft ist es eben eine Verkopfung des Glaubens, eine Abspaltung vom Leib und seinen Empfindungen, die vom Glauben „wegführen“. Eine Erdung der Gottesliebe und eigene Formen dafür zu finden, erleben wir als wichtige Schritte für die Suchenden.

Gerne werden darum diese Angebote angenommen, die in Kontakt zu dem eigenen Körper führen und diesen als Ort der Gotteserfahrung wahrnehmen. Gott wurde Mensch. ER ist eben kein „Hirngespinnst“, das nur in Glaubenssätzen zu glauben wäre. ER ist auf der Suche nach uns.

Gerade die vielfältigen Meditationsangebote sehen wir als eine Möglichkeit, in solch ein mündiges Glaubensleben hineinzuwachsen, eigenständig vor Gott zu treten. Ich werde hier nicht „überredet“, sondern lerne selbst in der Stille auf Gottes Wort zu hören, auf seinen Atem in mir. In der Meditation eröffnen sich Räume für das liebende Dasein vor Gott, mich lieben zu lassen, ohne vorher mich dafür besser zu machen.

Meditation traut jedem Menschen zu, Zugang zu Gott zu haben und zu finden, darum sind diese Angebote so hilfreich für Menschen, die sich von Kirche bevormundet fühlen oder durch alte moralische Vorstellungen gefangen sind in unfreien Gottesbildern. Oft sind es Gottesbilder vom strafenden, richtenden Gott, die den Glauben klein halten. In der Meditation kann eine Freude an Gott wachsen, sich als Ebenbild Gottes zu entdecken.

Meditationsweisen (Sitzen in der Stille, Tanz, Wandern) sind Resonanzräume, um Gottes liebenden Ruf, seine Suche nach uns wahrzunehmen. So gesehen steht Meditation auch ganz in der reformatorischen Tradition.

Freiraum, wo ich mir meine Sehnsucht erlauben kann, meine Bedürfnisse nach Gottesnähe zu leben, und Formen des Gebetes dafür entdecke, ist ein Anfang, dass der Glaube (wieder) lebendig fließt. Wir leben davon, dass Gott selbst mit uns ist auf der Suche nach IHM. Und das wollen wir weitergeben. «



WO GOTT WOHN'T

Ulrich Kasparick

Diesen Beitrag schreibe ich im Rückblick. Seit Januar bin ich im Ruhestand, die Berufsjahre in Pfarramt, Parlament, Regierung und wieder Pfarramt liegen hinter mir.

Die letzten Jahre meines Berufslebens war ich Pastor in Nordbrandenburg, also in einer Region, die zu den entkirchlichsten Gegenden Europas zählt. Viele Familien haben schon in der dritten oder vierten Generation keinerlei kirchliche Praxis mehr.

Zur Gemeinde gehören 20 Dörfer und kleine Siedlungen; 11 Kirchen, 9 Friedhöfe. Mitarbeiter gibt es nicht, außer einer 20-Stunden-Stelle für eine Katechetin.

Der Altersdurchschnitt – das ergab gleich die erste Analyse der Gemeindekartei – lag im Jahre 2011, als ich dort anfang, bei etwa 70 Jahren. Viele davon krank und bettlägerig.

Die Ost-West-Ausdehnung der Kirchengemeinde: 30 Kilometer. Das bedeutet: für einen Hausbesuch sind 60 bis 70 Kilometer zu fahren, je nachdem, wo das Haus des zu Besuchenden genau liegt.

Mich interessierte, ob man unter solchen Umständen überhaupt arbeiten kann und wenn ja, wie. Deshalb sagte ich zu.

Sehr schnell war nach der Analyse der demografischen Daten klar: ohne Internet würde es nicht funktionieren, denn die großen Entfernungen zwangen dazu, Distanzen schnell und unkompliziert zu überwinden. Deshalb wurde die komplette Gemeindekommunikation vom ersten Tag an auf Internet umgestellt, ergänzt durch ein vierteljährlich erscheinendes Gemeindeblatt. Konfirmandenunterricht auch mal per skype; Tauf- und Traugespräche ohnehin, denn die Eltern oder Paare wohnen nicht selten sehr weit weg.

Ich konnte also ganz neu beginnen. Sehr gute Startvoraussetzungen. Das Leitbild unserer Arbeit (zusammen mit den Ehrenamtlichen im Kirchgemeinderat beschlossen): Suchet der Stadt Bestes.

Wir haben uns überlegt, was wir für die Kommune tun können. Also nicht das Übliche: „kommt zu uns und macht bei uns mit“, sondern umgekehrt.

Daraus entstanden ist ein internationales Gartenprojekt, das die Kirchengemeinde und die Kommune insgesamt schlagartig bekannt gemacht hat. Der Internet-Garten war Gegenstand von Sendungen und Artikeln beim ZDF, beim NDR, beim Bayerischen Rundfunk, in der Süddeutschen Zeitung und vielen anderen Medien mehr. Die Idee war und ist, mit Hilfe des Internets einen Garten entstehen zu lassen,

der viele Menschen unterschiedlicher Religion und Kultur miteinander verbindet. Deshalb hatten wir im März 2012 über facebook einen Aufruf gestartet, uns Rosen zu stiften, damit wir mit dem Garten beginnen können. Mittlerweile verfolgen über 30.000 Menschen in 23 Ländern im In- und Ausland die Entwicklung des Projektes. (<https://www.facebook.com/InternetgartenUckerland/>)

Das kleine 100-Seelen-Dorf Hetzdorf bekam plötzlich Besuch. Innerhalb von sechs Jahren waren etwa 8000 Menschen da. Ein großes Netzwerk entstand. Mit Bussen kamen sie gereist. Nachfrage entstand. Übernachtungen und Verpflegung wurden benötigt. Jobs entstanden. Die Saat war auf fruchtbaren Boden gefallen. Der Garten ist ein Kommunikations-Zentrum. Dabei steht die Kirche nicht im Vordergrund, sondern die Begegnungen mit den Menschen. Man trifft einander beim Graben und Pflanzen, redet über Gott und die Welt. Und stellt Fragen.

Theologisch war diese Arbeit für mich am Ende meines Berufslebens eine Neuentdeckung. Im weitgehend atheistischen Umfeld suchte ich danach, wohin Gott „ausgewandert“ war, suchte die Orte, an denen er schon längst unterwegs war.

Er war nicht mehr in den Kirchen der Kirchengemeinde zu finden, jedenfalls nicht nur. Sehr viel öfter traf ich ihn auf den Straßen und in den Gärten der Dörfer in der nordöstlichen Uckermark. «



DER AUTOR:

Ulrich Kasparick war von 2011–2017 Pastor in Hetzdorf in der nördlichen Uckermark. Außerdem hat er als Parlamentarischer Staatssekretär, Publizist und Blogger und Jugendpfarrer gearbeitet. 2017 hat er das Netzwerk „Für-unsere-Enkel.org“ nach dem Modell „The Elders“ von Kofi Annan gegründet.

NACHRICHTEN:



Ökumenische Landkonferenz der kirchlichen Landverbände

Bei der Zweiten Ökumenischen Landkonferenz im Haus Volkersberg bei Bad Brückenau (Kreis Bad Kissingen) diskutierten vom 20. bis 21. April 2018 rund 40 Teilnehmende aus evangelischen und katholischen Landverbänden zum Thema „Veränderungen gemeinsam gehen“ – Leben auf dem Land.

Die Veranstaltung zeigte Wege, Initiativen, Ideen und Motivationen, um den ländlichen Raum vorwärtszubringen. Erstmals richtete sich die Tagung an Teilnehmende aus ganz Deutschland.

Verschiedene Gesprächsrunden, Workshops und ein Gastvortrag von Prof. Dr. Karl Martin Born der Universität Vechta zum Thema „Ressourcen und Prozesse zur Bewältigung der Herausforderungen in ländlichen Räumen“ machten deutlich, dass eine effektive Weiterentwicklung der ländlichen Räume nur gemeinsam im Netzwerk gelingen kann. Eine Dokumentation ist in Vorbereitung.

Organisatoren der Zweiten Ökumenischen Landkonferenz waren die Evangelische Landjugend (ELJ) in Bayern, die Katholische Landjugendbewegung (KLJB) Deutschland, der Evangelische Dienst auf dem Land in der Evangelischen Kirche in Deutschland (EDL), die Katholische Landvolkbewegung (KLB) Deutschland sowie der Verband der Bildungszentren im Ländlichen Raum in Bayern und das Lernwerk Volkersberg.

Von Personen

NEUE REFERENTIN FÜR NACHHALTIGKEIT BEI DER EKD

Der Rat der EKD sieht in der Frage der Nachhaltigkeit eines der zentralen Zukunftsthemen. Das neugeschaffene Referat wurde zum 1.8.2017 mit Frau Dr. Ruth Gütter besetzt. Sie ist seit vielen Jahren in unterschiedlichen Zusammenhängen – als Gemeindepfarrerin, als Beauftragte für kirchlichen Entwicklungsdienst, als Referentin für Entwicklungspolitik der EKD und zuletzt als Ökumenedezernentin der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck mit Fragen beschäftigt, die sich dem Nachhaltigkeitsdiskurs zuordnen lassen.

Durch Ihre Arbeit soll der Diskurs zur Nachhaltigkeitsfrage bei der EKD vertieft und profiliert und besser in Politik und Gesellschaft kommuniziert werden. Dazu gehört auch, die Nachhaltigkeitsstrategie der Bundesregierung zur Umsetzung der Nachhaltigkeitsziele der UN gemeinsam mit anderen kritisch-konstruktiv zu begleiten. So soll die Arbeit der EKD am Nachhaltigkeitsdiskurs durch Frau Dr. Gütter mit der Arbeit der unterschiedlichen Fachreferate in den Gliedkirchen, der maßgeblichen kirchlichen Werke und Einrichtungen sowie der Gruppen und Initiativen vernetzt werden.



ABSCHIED AUS DEM VORSTAND DES EDL

Dr. Clemens Dirscherl, EKD-Ratsbeauftragter für agrarsoziale Fragen und Sonnele Kolbrink, geb. Göckeritz, Bildungsreferentin im Referat Wirtschaft-Arbeit-Soziales der Fachstelle Kirche im ländlichen Raum in der EKKW

haben ihr berufliches Wirkungsfeld verändert. Er arbeitet jetzt als Tierwohlbotschafter bei Kaufland, sie als Regionalmanagerin der Aktiv-Region Altsterland.

Beide sind darum aus der aktiven Mitarbeit im EDL ausgeschieden. Wir danken beiden für ihre engagierte Mitarbeit – in den vergangenen Jahrzehnten bzw. Jahren und wünschen ihnen persönlich und für ihre berufliche Zukunft Gottes Segen.





Buchtipp:

„DER LANDWIRTSCHAFTLICHE FAMILIENBETRIEB – STÄRKEN NUTZEN, HERAUSFORDERUNGEN MEISTERN“

Unter dem Motto „Turbo im Betrieb – Kolbenfresser in der Familie? Endlich etwas ändern!“ haben Maike Aselmeier, Rolf Brauch, Thomas Dietrich und Eva-Maria Schüle erstmals ein Buch verfasst, das die besondere Konstruktion des landwirtschaftlichen Familienbetriebs unter die Lupe nimmt. Wenn man als Familie zusammen lebt und auch noch zusammen arbeitet, sind Konflikte nicht auszuschließen. Überlastung bei der Arbeit und Generationskonflikte führen oft zu Spannungen, unter denen dann die ganze Familie leiden kann. In den acht Kapiteln des Buches wird aufgezeigt, wie die beiden Systeme Familie und Betrieb funktionieren und erfolgreich unter einen Hut gebracht werden können. Es gibt Tipps, wie Paarkonflikte oder der Generationenwechsel aktiv angegangen werden können und praktische Anleitungen für alltägliche Situationen helfen, entscheidende Veränderungen anzustoßen.

Ein tolles und lesenswertes Buch für alle, die neue Blickrichtungen und Wege für ihren Familienbetrieb kennen lernen möchten.

Weitere Informationen zum Buch finden Sie hier:

<https://www.ulmer.de/usd-5416100/der-landwirtschaftliche-familienbetrieb-.html>

Christoph Diefenbach, Referent für ländliche Bildung, Evangelische Landjugendakademie Altenkirchen

Anregungen aus der Leserschaft:

KIRCHE WIRD BIBELERLEBNISWELT

Die denkmalgeschützte Kirche in Schönbronn, Stadt Schramberg im Schwarzwald, war viele Jahre die erste und einzige evangelische Kirche in der Region. Heute wird die 160 Jahre alte Kirche nicht mehr im früheren Maße gebraucht. Im Jahr 2007 war bereits vom Verkauf der Kirche die Rede, so dass ich als Bewohner von Schönbronn (146 Einwohner) zur Rettung der Kirche den Verein der Bibelerlebniswelt (BEW, mit derzeit 75 Mitgliedern) gründete.

Mittlerweile kommen jährlich ca. 2000 Besucher/innen in die BEW und zu den Sonderveranstaltungen. Inzwischen ist unser Projekt im ganzen Land und sogar im Ausland bekannt und auch von Seiten der Kirchenleitungen (ökumenisch) gewürdigt. Wir arbeiten nach den neuen Erkenntnissen der Erlebnis-Pädagogik, so dass Gruppen vom Kindergarten über Schulklassen bis hin zu den Erwachsenen profitieren. Wir freuen uns heute darüber, dass es über zehn Jahre gelungen ist, durch Kreativität ein Modellprojekt geschaffen zu haben, das vielen unterschiedlichen Generationen im weiten Umkreis zu einem frohen Bibelerlebnis werden konnte und dass außerdem ein Beitrag zum Fortbestand dieser Dorfkirche geleistet werden konnte. Neue Besuchergruppen sind willkommen bei Bibelerlebniswelt e.V., Diakon Dieter Vanselow, Schönbronn 46, 78713 Schramberg, Tel. 0 74 22-53 332, e-mail: info@bibelerlebniswelt.de

NEUES RITUAL ZUR TAUFE

Sabine Wimpelmann aus Siegen empfiehlt, dass die Gemeinde oder die Familie ein kleines Apfelbäumchen für jedes Tauf-Kind pflanzt. Als Symbol für das Wachsen und Gedeihen, als Symbol für die Liebe des Lebens. Das Kind kann später einmal von dem Baum frische Äpfel ernten und weiß immer: den Baum hab ich zu meiner Taufe gepflanzt bekommen. Einen kleinen Apfelbaum-Setzling gibts für wenig Geld in jeder Baumschule. Das trägt auch zum Umweltschutz bei und es stärkt das Naturbewusstsein der Kinder von kleinauf. Sie kümmern sich um „ihr Bäumchen“.

Man kann Fotos von der Pflanzaktion machen (für später) und dazu ein sehr gut passendes Kinderbuch schenken, das heißt „Der liebe Gott wohnt bei uns im Apfelbaum“.



IMPRESSUM

**Herausgegeben im Auftrag des
Evangelischen Dienstes auf dem Land (EDL)**

Redaktionskreis:

Anke Kreutz, Altenkirchen (Geschäftsführung,
Schriftleitung); Rolf Brauch, Karlsruhe; Ulrich Ke-
telhods, Kiel; Ricarda Rabe, Hannover; Peter Riede,
Karlsruhe

Verlag und Redaktion:

Evangelische Landjugendakademie
Dieperzbergweg 13-17, 57610 Altenkirchen/Ww.
Telefon 0 26 81/95 16 -0
E-Mail: kilr@lja.de
Bestellungen: bestellen@kilr.de

Bildnachweise:

Titel, Innenteil S. 6-7, 21, 22, 35: Carsten Liersch
S. 4-5, 16-17, 23, 34, 42-43: zettberlin / photocase.de
S. 18, 24, 28, 30, 31, 36-37, 47, 48: Anke Kreutz
S. 8: Semevent. Pixabay.com
S. 9: Dr. Bernd Gross, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Sorbische_Ostereiermalerei_Schleife_7.JPG, Burkhard Behr
S. 10 Pavel_Jurca_pixabay.de; S. 12 devanath_dixabay.de; S. 36 ekd, Andreas Schoelzel; S. 37 Christiane Wenn; S. 38 Göpfertterminarium.de; S. 40 ekir; S. 44, 46 Gottfried Mahlke; S. 47 Stefan Heinz; S. 50, 51 Beate Heßler; S. 52 Martin Rothe
Alle anderen Fotos wurden uns von den Autorinnen und Autoren zur Verfügung gestellt.

Layout & Satz:

www.bauwerk-design.de, Carsten Liersch

Druck:

Mühlsteyn-Druck, Weiselstein 2, 57580 Elben

Die Zeitschrift „Kirche im ländlichen Raum“
erscheint jährlich.

Bestellbedingungen:

Inland:
Einzelheft: € 6,00 plus Porto
Ausland: € 9,00 plus Porto
für Auszubildende und Studenten (mit Beleg): € 5,00

Abo: € 6,00 inkl. Porto
Wenn Sie ein Abonnement haben, wird Ihnen das
Heft automatisch zugeschickt.

Bestellungen an den Verlag,
Manuskripte, redaktionelle Mitteilungen,
Rezensionsexemplare werden an die Redaktion
erbeten. Für unverlangte Einsendungen wird
keine Haftung übernommen. Nachdruck ist nur mit
Genehmigung der Redaktion gestattet.

www.kilr.de



Schon mal draufgeklickt?

Das Internetportal
www.kilr.de stellt aktuelle
Themen der Kirche in ländli-
chen Räumen vor und weist
auf Veranstaltungen hin.

In Zusammenarbeit mit:



in der Evangelisch-Lutherischen
Landeskirche Hannovers